

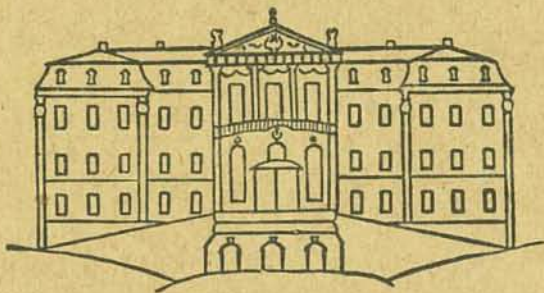
Hefte aus Burgscheidungen

Walter Bredendiek

Reflektierte Geschichte

Die Entwicklung der Gesellschaft und die Stellung von Kirche
und Theologie seit 1900 im Spiegel der Lebenserinnerungen
deutscher Theologen

Eine Dokumentation



142

Herausgegeben vom Sekretariat des Hauptvorstandes
der Christlich-Demokratischen Union

Von den bisher erschienenen Titeln der Reihe „Hefte aus Burgscheidungen“ sind noch folgende Nummern lieferbar:

- 28 Prof. Dr. Kurt Wiesner: Albert Schweitzer zum 85. Geburtstag
- 33 Dr. Bohuslav Pospíšil: Die Prager Christliche Friedenskonferenz
- 57 Die Bewegung nationaler Christen in Indien (The Indian National Hindustani Church)
- 58 Hermann Kalb, Adolf Niggemeier, Karl-Heinz Puff: Weg und Ziel der Adenauer-CDU – Zu einigen Fragen ihrer internationalen Politik
- 64/65 Rolf Börner: Die verräterische Politik der Führung der Adenauer-CDU im Spiegel ihrer Parteiprogramme (1945 bis 1961)
- 66 Gertrud Illing: Der deutsche Kolonialismus und der Neokolonialismus des Bonner Staates
- 75/76 Dr. Gerhard Desczyk: Vermächtnis und Ansporn – Fortschrittliche christliche Traditionen
- 77 Alwin Schaper: So wurde Deutschland gespalten.
- 79 Dr. Heinrich Toeplitz: Der deutsche Friedensvertrag ist notwendig
- 80 Rolf Börner: Die Verantwortung der Christen bei der Lösung der nationalen Frage in Deutschland
- 81 Gerald Götting: Entscheidung des Christen für die Sache der Nation
- 82/83 Siegfried Welz: Lateinamerika tritt auf den Plan
- 84/85 Prof. Dr. Gerhard Kehnscherper: Christliche Existenz in der sozialistischen Ordnung
- 87 Zu weiteren Erfolgen in der vollendeten sozialistischen Gesellschaft
- 88 Johannes Oertel: Die Welt des Landesbischofs Lilje – Eine Auseinandersetzung
- 90 Fritz Beyling: Morgenröte unserer neuen Zeit
- 92 Alwin Schaper: Otto Nuschke und seine Zeit
- 94 Gerald Götting: Das Programm des Sozialismus ist das Gesetz unseres Handelns
- 95 Wolfgang Heyl: Glanz und Elend der Adenauer-CDU
- 98 Gerald Götting: Wir stärken die politisch-moralische Einheit unseres Volkes
- 99/100 Siegfried Welz: Auf Sand gebaut – Die amerikanischen „Europa“-Pläne nach 1945
- 102 Alwin Schaper: Der Sieg der nationalen Selbstbestimmung im Zeitalter des Sozialismus
- 103 Heinz Willmann: Friedensidee und Friedensbestrebungen in unseren Tagen

Hefte aus Burgscheidungen

Walter Bredendiek

Reflektierte Geschichte

Die Entwicklung der Gesellschaft und die Stellung von Kirche und Theologie seit 1900 im Spiegel der Lebenserinnerungen deutscher Theologen

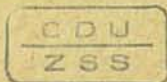
Eine Dokumentation

Christlich-Demokratische Union
Zentrale Schulungsstätte „Otto Nuschke“
Burgscheidungen / Unstrut

Lfd. Nr. 2342 / _____

1965

Herausgegeben vom Sekretariat des Hauptvorstandes
der Christlich-Demokratischen Union



Erweiterte Fassung eines Vortrags, den der Verfasser am
8. Mai 1965 bei einer Tagung der Evangelischen Akademie
Berlin-Weißensee gehalten hat

Das Leitmotiv in dem (Darmstädter) „Wort des Bruderrates der Evangelischen Kirche in Deutschland zum politischen Weg unseres Volkes“¹⁾ vom August 1947 ist die in den sieben Sätzen fünfmal wiederkehrende Formel: „Wir sind in die Irre gegangen“. Das Bild vom Irrweg meint, daß die Urteile, die Normen, die Leitbilder und die von diesen bestimmte Praxis der Kirche und der Christen gegenüber den politischen und sozialen Problemen, die die deutsche Wirklichkeit seit der Gründung des Bismarck-Reiches bestimmten, weithin falsch waren und schließlich fatale Auswirkungen hatten. Es war verhängnisvoll, wird in dem Wort gesagt, „als wir begannen, den Traum einer besonderen deutschen Sendung zu träumen, als ob am deutschen Wesen die Welt genesen könne“ (2); „als wir begannen, eine ‚christliche Front‘ aufzurichten gegenüber notwendig gewordenen Neuordnungen im gesellschaftlichen Leben der Menschen“ (3) und als wir es unterließen, „die Sache der Armen und Entrechteten gemäß dem Evangelium von Gottes kommendem Reich zur Sache der Christenheit zu machen“ (5).

Diese Sätze haben eine doppelte Funktion. Einerseits dienen sie der kritischen Bestandsaufnahme unserer jüngsten Kirchen- und Theologiegeschichte, ermutigen sie vor allem dazu, Mythen und Legenden zu demontieren. Zum anderen wird durch sie bezeugt, „daß Gott uns in seiner Kirche immer wieder einen neuen Anfang machen läßt“.

Von der jüngsten Vergangenheit soll nun die Rede sein, und zwar so, daß wir danach fragen, wie sie in den Autobiographien derer reflektiert wird, die sie handelnd erlebten. Dabei kann man sich auf ein recht umfangreiches Material stützen. Denn ziemlich viele der Theologen, die die Geschichte der evangelischen Kirchen Deutschlands während der letzten 50 Jahre prägten oder mitgestalteten, haben ihr Leben selbst beschrieben.

Es sind dies sehr verschiedene Männer. Sie wurden in Baden und Schleswig-Holstein, Ostpreußen und Bayern, in Hessen und Brandenburg, Thüringen und Württemberg geboren. Sie setzten verschiedene theologische Traditionen fort. Sie standen in verschiedenen politischen Lagern. Es liegen Erinnerungen vor von sogenannten „kirchenleitenden Persönlichkeiten“, von Universitätsprofessoren der Theologie und von Gemeindepfarrern, Autobiographien von Missionaren, von Exponenten bestimmter kirchenpolitischer oder theologischer Gruppen und auch die von „Außenseitern“, wenn man sie einmal so nennen

¹⁾ Wiederabgedruckt in „Stimme der Gemeinde“, Heft 1/1964, Sp. 3/14

Eing.-Nr. 15943/72
Sign.

will, wie z. B. Rittelmeyer, Johannes Müller und Heinrich Lhotzky.

Für den folgenden Überblick habe ich von den etwa 30 mir bekannt gewordenen Lebensbeschreibungen elf benutzt. Ich nenne die Titel in der Reihenfolge der Geburtsjahre ihrer Verfasser:

1. Ernst von Dryander: Erinnerungen aus meinem Leben (Bielefeld und Leipzig 1922)
Dryander (1843–1922) — Oberhofprediger in Berlin, Generalsuperintendent der Kurmark und Präsident des Preußischen Oberkirchenrates — war in dem Sinne ein typischer Vertreter der preußischen Kirche in der Zeit Wilhelms II., wie Kögel typisch für sie war zwischen 1870 und 1888 oder zuvor Hengstenberg für die Jahre der romantischen Reaktion zur Zeit Friedrich Wilhelms IV.
2. Otto Baumgarten: Meine Lebensgeschichte (Tübingen 1929)
Baumgarten (1858–1934) ist Glied einer für das deutsche Geistesleben bedeutsam gewordenen Familie. Sein Vater war der berühmte liberale Historiker Hermann Baumgarten, er selbst ein Vetter von Max und Alfred Weber; Professor für praktische Theologie erst in Jena, dann in Kiel, seit 1912 Nachfolger Harnacks als Vorsitzender des Evangelisch-Sozialen Kongresses, Verteidiger von Gottfried Traub, galt er vor 1914 als linker Flügelmann der liberalen deutschen Universitätstheologen. Er hat eine bemerkenswerte Entwicklung vom chauvinistischen Nationalliberalen zum Demokraten und Republikaner durchgemacht. Während des Krieges wurde er Mitglied des Bundes „Neues Vaterland“, nach 1918 der Deutschen Demokratischen Partei, schließlich war er ein überzeugter Antifaschist.
3. Johannes Keßler: Ich schwöre mir ewige Jugend (Leipzig 1935)
Keßler (1865–1944) war Erzieher der Söhne Wilhelms II., dann Hofprediger an der Potsdamer Garnisonkirche, zuletzt Pfarrer der Lukaskirche in Dresden.
4. Theophil Wurm: Erinnerungen aus meinem Leben (Stuttgart 1953)
Wurm (1868–1953) war Pfarrer, später Dekan und Prälat, von 1929–1933 Kirchenpräsident, schließlich Bischof der evangelischen Kirche in Württemberg und von 1945–1949 Vorsitzender des Rates der EKD.
5. Karl Heim: Ich gedenke der vorigen Zeiten. Erinnerungen aus acht Jahrzehnten (Hamburg 1957)
Heim (1874–1958) stammt wie Wurm aus Württemberg. Zunächst Reisesekretär der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung, 1914 Professor der Dogmatik an der Uni-

versität Münster, seit 1918 in Tübingen, hatte er als Universitätslehrer zeitweise beträchtlichen Einfluß.

6. Emil Fuchs (geb. 1874): Mein Leben; Band I (Leipzig 1957), Band II (Leipzig 1959)
 7. Bruno Doehring: Mein Lebensweg. Zwischen den vielen und der Einsamkeit (Gütersloh 1952)
Doehring (1879–1961) war seit 1914 Hof- und Domprediger in Berlin, nach 1918 auch Dozent für praktische Theologie an der Humboldt-Universität, in den zwanziger Jahren Vorsitzender des Evangelischen Bundes, den er auf einen extremen Deutschnationalismus festzulegen suchte.
 8. Otto Dibelius (geb. 1880): Ein Christ ist immer im Dienst. Erlebnisse und Erfahrungen in einer Zeitenwende (Stuttgart 1961)
 9. Günther Dehn: Die alte Zeit — die vorigen Jahre. Lebenserinnerungen (München 1962)
Dehn (geb. 1882) wurde zunächst bekannt durch seine Bücher „Proletarische Jugend“ und „Die religiöse Gedankenwelt der Großstadtjugend“. Zu einem großen Universitätskandal wurde 1931/32 der sogenannte „Fall Dehn“. Ende 1931 wurde er an die theologische Fakultät der Universität Halle berufen, 1933 amtsenthoben, später zu Gefängnis verurteilt. Heute lebt er als emeritierter Professor in Bonn, wo er nach 1945 den Lehrstuhl für praktische Theologie innehatte.
 10. Bruno Theek: Keller, Kanzel und Kaschott. Lebensbericht eines Zeitgenossen (Berlin 1961)
Theek (geb. 1891) ist proletarischer Herkunft. Schon vor 1914 wurde er als Theologiestudent Mitglied der SPD. In der Zeit der Weimarer Republik war er ein bekannter Kommunalpolitiker und Gewerkschaftsfunktionär. Sechs Jahre Häftling im KZ Dachau, wurde er 1945 Pfarrer in Ludwigslust und gleichzeitig Bürgermeister. Er gehört zu den Mitbegründern der Friedensbewegung der DDR und des „Bundes Evangelischer Pfarrer in der DDR“.
 11. Georg Merz: Wege und Wandlungen (München 1961)
Merz (1892–1959) hat als Mitbegründer der Zeitschrift „Zwischen den Zeiten“ und auch sonst nicht wenig dazu beigetragen, die Theologie von Karl Barth in Deutschland bekannt zu machen. 1930–1942 Dozent an der Theologischen Hochschule Bethel, dann einige Jahre Dekan in Würzburg, war er seit 1945 in Neuendettelsau, schließlich Rektor der dortigen Augustana-Hochschule.
- Das sind Titel der Werke, aus denen ich eine Dokumentation zusammengestellt habe.
- Dokumentationen erfreuen sich seit geraumer Zeit steigender Beliebtheit. Ob alle Gründe, die für diese Sympathien geltend gemacht werden, stichhaltig sind, ist mir zweifelhaft.

Die reine Dokumentation wird bestimmt nie die Geschichtsschreibung großen Stils, die Analyse, Deutung und Bewertung der historischen Abläufe ersetzen können. Als Ergänzung für diese aber haben Dokumentationen zweifellos einen beträchtlichen Wert. Sie können vor allem viel Detailkenntnisse vermitteln, die der leicht aus dem Auge verliert, der nur die sogenannten „großen Linien“ nachzeichnet; dessen Aufmerksamkeit vornehmlich oder ausschließlich den Haupt- und Staatsaktionen gilt, wie man früher zu sagen pflegte, und der dabei übersieht, daß auch sie aus Tausenden und Millionen menschlicher Schicksale zusammengesetzt sind. Dokumentationen liefern Material für historische Erkenntnisse, und sie geben der geschichtlichen Darstellung Farbe und Leben.

In besonderer und eigentümlicher Weise gilt dies für Autobiographien. Wilhelm Niemöller meint zwar im Vorwort zu seinen Erinnerungen „Aus dem Leben eines Bekenntnispfarrers“, es sei vor Augen, daß Memoiren und Autobiographien nicht in besonders gutem Rufe stünden. Mit Recht sei von den Verfassern gesagt worden:

„Es liegt denselben oft mehr an der Motivierung ihrer Handlungen als an der Schilderung der Ereignisse, so daß sie oft nur Motive und Raisonement mit bloßer Andeutung und Erinnerung an die Ereignisse geben.“²⁾

Nun ist diese These nicht neu. Seit Hans Glagau schon 1903 erschienener Arbeit über „Die moderne Selbstbiographie“³⁾ ist deren Wert als geschichtliche Quelle angezweifelt worden. Auch Werner Mahrholz meint in der Einleitung zu seiner Untersuchung „Deutsche Selbstbekenntnisse“, ihr Wert hinsichtlich der Tatsachen, die sie übermitteln, möge zweifelhaft sein, aber, so betont er demgegenüber,

„unbezweifelbar ist ihr Wert als Zeugnis der Lebensstimmung einer Zeit, als Kundgabe der ungeschminkten Gefühle, Ansichten und Aussichten an einem bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt. Die Selbstbiographie ist in dem, was sie sagt, wie in dem, was sie verschweigt, die deutlichste Spiegelung der letzten Einstellungen des Menschen zu seiner Umgebung, zu seiner Zeit, zu den sie beherrschenden Gedanken und Gefühlen ... Keine andere schriftliche Urkunde gibt so getreu Weite oder Enge, geistige Reife oder Kindlichkeit einer Zeit wieder, wie es die eigene Lebensbeschreibung tut. In keinem literarischen Dokument finden wir so unmittelbar das gelebte Leben wieder wie in der Selbstbiographie. Hier spricht unbeußt und bewußt der Mensch als Kind der Zeit un mittel-

bar. Aus allen anderen Urkunden und Zeugnissen, aus Romanen und Gedichten, aus Verfügungen und Gesetzen muß der Geschichtsschreiber das wirkliche Sosein einer Zeit erschließen, und die Fehlerquelle vergrößert sich durch ebendieses Schließenmüssen. Die eigene Lebensbeschreibung gibt ihm, wenn er ihre Angaben mit den ihm aus anderen Quellen bekannten Tatsachen vergleicht, unmittelbar die Stellung des Menschen zu seiner Zeit.“⁴⁾

Marianne Beyer-Fröhlich urteilt ähnlich im Schlußkapitel ihrer Arbeit über „Die Entwicklung der deutschen Selbstzeugnisse“. Sie nennt diese „die menschlich intensivste Gattung im Schrifttum“. Ihr realer Wert als Dokumente der Kulturgeschichte sei unermesslich. „Es gibt ja kein unmittelbares Verstehen können, als wenn man diejenigen sprechen hört, die die Zeitereignisse miterlebt haben.“ Selbstzeugnisse seien „die einzigen Erscheinungen im Schrifttum, denen unbedingt innere Wahrheit zugesprochen werden muß“. Aus ihnen „gewinnt man den besten und intimsten Überblick über alle kulturellen Phasen, über die Keime zu den später sich entwickelnden Problemen“⁵⁾.

Das ist zwar apodiktisch formuliert, aber im wesentlichen doch wohl richtig. Die Auswahl aus den Autobiographien deutscher Theologen, die hier getroffen wurde, erfolgte jedenfalls unter einem ähnlichen Gesichtspunkt. Mir scheint, daß sie nicht nur die Geschichte von Kirche und Theologie illustrieren, sondern daß sie geradezu eine wesentliche kirchenhistorische Primärquelle sind, besonders unter einem Gesichtspunkt, den ich so beschreiben möchte: Die Geschichte eröffnet stets von neuem Alternativen. Sie kann verstanden werden als eine Kette von Kreuzwegen. Insofern fordert sie immer wieder Entscheidung. „Entscheidung“ gehört auch zu den Schlüsselbegriffen, wenn man historische Abläufe voll verstehen und bewerten will. Kaum etwas demoralisiert wohl mehr als der Glaube an deren Zwangsläufigkeit. Ein solcher Glaube ist fast immer defaultistisch. Wenig kann aber auch für die Gestaltung der Gegenwart und Zukunft so stark befreien wie das Studium der Geschichte. Denn es bietet auf Schritt und Tritt Paradigmen, von denen her man auch die Situation besser zu begreifen vermag, in der man selber steht.

Vor allem unter diesem Aspekt sollen mit Material aus den genannten Autobiographien Strukturen, Probleme und Tendenzen in zwei Zeitabschnitten der jüngsten Vergangenheit er-

²⁾ Wilhelm Niemöller: Aus dem Leben eines Bekenntnispfarrers (Bielefeld 1961), S. 8

³⁾ Hans Glagau: Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle (Marburg 1903)

⁴⁾ Werner Mahrholz: Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus (Berlin 1919), S. 8

⁵⁾ Marianne Beyer-Fröhlich: Die Entwicklung der deutschen Selbstzeugnisse (Leipzig 1930), SS. 250, 249, 240, 244

läutert werden. Ich möchte sie typische Alternativräume oder Alternativzeiten der deutschen Geschichte nennen, und zwar:

1. das Vierteljahrhundert zwischen 1890 und 1914, die Zeit also vom Beginn des Imperialismus bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges, und
2. die Jahre der Weimarer Republik.

Für diese beiden Zeitabschnitte scheint mir in besonderer Weise das zu gelten, was Golo Mann in seiner „Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ gesagt hat:

„Wir wissen, wie es ausgegangen ist, und sind darum versucht, zu glauben, daß es so habe ausgehen müssen ... Was wirklich geschah, nehmen wir meist nachträglich als das Unvermeidliche hin ... ‚So ist es gekommen‘ – allerdings. ‚So hat es kommen müssen‘ – nein ... Unvermeidlich ist nichts, ehe es nicht geschah.“⁶⁾

In der hier von Golo Mann skizzierten Richtung, meine ich, sollten sich unsere Überlegungen bewegen, wenn wir die klassische Frage zu aktualisieren versuchen, was Geschichte heißt und zu welchem Ende man sie studiert. Darüber nachzudenken, welche Möglichkeiten in einer bestimmten Konstellation enthalten gewesen waren außer derjenigen, die sich realisierte, ob der historische Prozeß anders – und besser – hätte ablaufen können, über solche Fragen nachzudenken, sollte man sich jedenfalls von den Positivisten nicht verbieten lassen.

I.

Zum 70. Geburtstag von Karl Barth im Jahre 1956 hat Günther Dehn diesem eine kleine Schrift zugeeignet. Sie trägt den Titel „Die Welt vor 1914“⁷⁾. Alle Theologen, die zwischen 1918 und 1939, und auch die meisten, die nach dem zweiten Weltkrieg ihre Lebenserinnerungen schrieben, wurzeln geistig in dieser Zeit. Das heißt natürlich nicht, daß sie deren Normen, Urteilskategorien, Leitbilder, Zielsetzungen und Maßstäbe bis heute für gültig halten. Aber sie waren „fertige“ Persönlichkeiten, als der erste Weltkrieg ausbrach. Für ihre geistige Entfaltung und Prägung waren Ereignisse und Tendenzen entscheidend geworden, die ohne den Geist, der die „Welt vor 1914“ beherrschte, nicht zu verstehen sind.

Diese Welt aber war die Welt des Imperialismus und in Deutschland auch die des wilhelminischen Lebensstils. Zwi-

schen 1890 und 1914 verwandelte sich Deutschland aus einem Land mit agrarischer Grundstruktur in eine hochdifferenzierte und äußerst leistungsfähige Industriegesellschaft. Weitgehend setzten sich auf vielen Gebieten des ökonomischen, sozialen und geistigen Lebens die unitarischen Tendenzen gegenüber den föderalistischen Traditionen und Ansprüchen durch. Für die weitere Entwicklung der deutschen Verhältnisse hing alles davon ab, wie dieser Wandlungsprozeß interpretiert würde, in welcher Richtung und mit welchen Mitteln er vorangetrieben werden sollte.

Dafür gab es zwei scharf umrissene, schroff einander gegenüberstehende und einander ausschließende Konzeptionen: die der imperialistischen Expansion, der Neuaufteilung der Welt, des deutschen „Griffs nach der Weltmacht“, wie sie durch die Kohle- und Stahl- und durch einen Teil der Elektro- und Chemie-Konzerne im Bündnis mit der großen Mehrheit der hohen Militärs vertreten wurde, und als zweite Konzeption die, die den gesicherten Rechtsfrieden zwischen den Staaten zum Ziel hatte, den gesellschaftlichen Fortschritt, Gerechtigkeit in der Innen-, Vernunft und Sachlichkeit in der Außenpolitik. Sie wurde von der Arbeiterbewegung vertreten und von kleinen Teilen des liberalen deutschen Bürgertums, die z. B. die Friedensbewegung trugen oder unterstützten.

Wie spiegelt sich der gesellschaftliche Umbruchprozeß nun in den Memoiren der Theologen wider? Und wie die mit der sozial-ökonomischen Entwicklung verbundene Polarisierung der Ideologie der verschiedenen Schichten des deutschen Volkes?

Zunächst muß gesagt werden, daß sehr oft in den Lebenserinnerungen die patriarchalisch bestimmte Lebensordnung der vorkapitalistischen Welt gepriesen und verklärt wird. Wenn Karl Heim von seinem Großvater mütterlicherseits erzählt, einem kleinen Spinnereibesitzer, der nach dem Kriege 1870/71 durch die seine Branche monopolisierenden Großunternehmer ruiniert worden war, so interessieren ihn die dadurch aufgeworfenen ökonomisch-soziologischen Fragen überhaupt nicht. Der Erzählung wert aber ist ihm – und der Ton der Sehnsucht, der dabei mitschwingt, kann doch wohl nicht überhört werden –:

„Solange der Großvater noch in Isny war, machte er mit seinen Kindern manchen schönen Ausflug in die nahen Alpenberge, von denen meine Mutter oft erzählte. Sie kehrten dann meistens in irgendeiner Sennhütte ein und stärkten sich an der köstlichen Milch, die ihnen der Senn bereitwillig anbot. So hat uns die liebe Mutter viel aus der guten alten Zeit erzählt, vor allem von den Wanderungen, die der Großvater mit ihr und ihren Geschwistern in die von Isny aus so nahe, herrliche

⁶⁾ Golo Mann: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts (Frankfurt/Main 1963), SS. 365, 475, 559

⁷⁾ Günther Dehn: Die Welt vor 1914. Ein Gang durch das neunzehnte Jahrhundert (Hamburg 1956)

Alpenwelt machte, die damals noch nicht, wie heute, der Schauplatz von Sportleistungen war, sondern wo noch der Friede weltabgeschiedener Almen und Sennhütten herrschte.⁸⁾

Bevor Heim sich entschied, das Angebot anzunehmen, Reise-sekretär der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung zu werden, beschloß er, „einen älteren Christen um seinen Rat zu fragen“. Der Bericht über dieses Gespräch, das seinem Leben eine neue Richtung geben sollte, beginnt mit der folgenden Milieuschilderung:

„Nun gibt es bei uns im Schwabenland immer noch vereinzelt da und dort einen solchen bäuerlichen Gottesmann, der meistens noch in der Gefolgschaft von Michael Hahn steht und am Sonntag in der Stunde einen Abschnitt aus Hahns Büchern vorliest, in denen man auch heute immer noch einen Hauch der tief sinnigen Weisheit von Jakob Böhme spürt. Einer von diesen bäuerlichen Gottesmännern, die heute seltener geworden sind, lebte damals in der Umgegend von Tempelhof... So machte ich mich, begleitet von zwei Kollegen, dorthin auf den Weg. Wir brachen schon in der Frühe beim Morgenrot auf, um noch rechtzeitig hinzukommen. Und das war gut; denn als wir ankamen, war er gerade mit seiner Familie beim Morgen-gebet. Seine zahlreichen stattlichen Söhne standen, schon für die Feldarbeit mit ihren Sensen ausgerüstet, um den Vater her, während dieser ein herrliches Herzensgebet sprach. Ich dachte, so wird vielleicht einer der alttestamentlichen Patriarchen, etwa Jakob, am Morgen inmitten der zahlreichen Söhne, die ihm Gott geschenkt hatte, gestanden haben. Diese kräftigen Söhne waren noch nicht angesteckt von dem modernen Zug in die Großstadt, in der es mehr Geld zu verdienen gibt. Sie fühlten sich dem väterlichen Hof zugehörig und zur ländlichen Arbeit für den Vater verpflichtet, der selbst nicht mehr arbeitsfähig war.“⁹⁾

Neben und vielleicht sogar noch vor den Bauern waren es die gutsituierten Bürger der kleinen und mittleren Städte, deren Lebensformen und -normen den meisten Theologen jener Zeit als vorbildlich, gesund und ideal erschienen. Sie vor allem bildeten auch den gesellschaftlichen Umgang des Pfarrers.

„Einen sehr erfreulichen Umgang gewannen wir im Lauf der Jahre mit mehreren Familien in der Gemeinde, vor allem mit Fabrikant Bezner, Kaffeepflanzer Emil Sterkel, Professor Riehm und Frau Apotheker Liebendörfer, Landgerichtsrat Heller und dem späteren Leiter der Leinenspinnerei Schornreute, Karl Treuer“¹⁰⁾

so erinnert sich Theophil Wurm an die Zeit, die er als Pfarrer in Ravensburg zubrachte, einer Stadt im schwäbischen Ober-

⁸⁾ Heim, S. 26

⁹⁾ Heim, S. 67 f.

¹⁰⁾ Wurm, S. 63

land mit etwa 16 000 Einwohnern. Und ganz ähnlich heißt es über die Jahre, die er später Dekan in Reutlingen war:

„Mit dem Präsidenten der Kreisregierung, dem früheren Stadtdirektor von Stuttgart Nickel und seiner Frau und dem früheren Oberamtsvorstand von Reutlingen Zorer und seiner Frau pflegten wir einen angeregten Verkehr in einem Lesekranz.“¹¹⁾

Die Lebensführung in der eigenen Familie überschritt nicht diesen Horizont:

„Meine Frau hatte einst als junges Mädchen die weithin bekannte Frauenarbeitsschule in Reutlingen besucht. An eine ihrer Lehrerinnen war sie sehr anhänglich, Frau Zerrath, die als Witwe noch in Reutlingen lebte. Auch sie gehörte zu unserem Freundeskreis, und sie hat uns einen großen Freundschaftsdienst erwiesen, indem sie uns ein ‚Gütle‘ vor den Toren der Stadt zur Bepflanzung überließ. Wir hatten keinen Garten am Haus, nur einen kleinen Hinterhof, den wir zur Hühnerhaltung benützten... Auf dem Äckerle, das uns Frau Zerrath überließ, pflanzten wir Kartoffeln und Johannisbeeren. Wie manchen halben und ganzen Tag hat meine fleißige Gattin dort draußen zugebracht, und wie schön war es, an Sommerabenden dort draußen auf dem Bänkle zu sitzen und die reizvolle Landschaft zwischen ‚Achel‘ und ‚Urschel‘ (Achalm und Ursulaberg) zu betrachten!“¹²⁾

Die solchen Sätzen immanente gesellschaftliche Programmatik läßt sich bis in das Vokabular mit seiner Häufung von Diminutiven verfolgen. Das „Gütle“, das „Äckerle“ und das „Bänkle“, die Hühnerhaltung auf dem „kleinen Hinterhof“, die „fleißige Gattin“ zwischen Kartoffeln und Johannisbeeren — das klingt wie eine Paraphrase des Verses „Zufriedenheit und froher Mut sind besser als viel Geld und Gut“. Es ist das Bild einer Welt wie aus der Spielzeugschachtel, das mit einer solchen Beschreibung suggeriert wird. Vor dem, der sie liest, tauchen Leberecht Hühnchen und das brave Schulmeisterlein Wuz auf, Hermann und Dorothea oder Bilder, die Ludwig Richter zeichnete. Und so ist es nur folgerichtig, wenn Wurm seine Wirksamkeit in Reutlingen in den Sätzen zusammenfaßt:

„Wenn ich an die ununterbrochene Betätigung des christlich-kirchlichen Lebens in jener Zeit... denke, so fällt mir unwillkürlich Hermann Hesses Glasperlenspiel ein. Wir Pfarrer und unsere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sorgten dafür, daß in Reutlingen von fleißigen Händen nicht bloß materielle Werte erzeugt würden und Geld unter die Leute kam, sondern auch dafür, daß das geistige und geistliche Leben geweckt und gepflegt wurde; dem Dekan fiel die Rolle eines Ludi Magister zu.“¹³⁾

¹¹⁾ Wurm, S. 73

¹²⁾ Wurm, S. 74

¹³⁾ Wurm S. 74

Das „Spiel“, in dem die evangelischen Geistlichen Ludi Magistri sein wollten, war die blutig ernste Auseinandersetzung um die Zukunft des deutschen Volkes. Sie wurde zwischen 1890 und 1914 (und dann wieder nach 1918) um die eine große Frage geführt, der gegenüber alle übrigen Probleme von weit nachgeordneter Bedeutung waren: Würde die deutsche Gesellschaft dahingehend umgestaltet werden können, daß die am Frieden elementar interessierten Klassen und Schichten Macht gewannen, daß eine Politik des Friedens, der Vernunft, der sachlichen und guten Beziehungen zu anderen Staaten, der Freundschaft mit anderen Völkern erzwungen werden konnte, oder blieben die längst überständigen Strukturen erhalten? Dabei war einigermaßen sicher vorauszusehen, daß die an ihrer Konservierung interessierten Kräfte versuchen würden, das deutsche Volk mit Mystifikationen und Mythen in einen nationalistischen Rausch hineinzutreiben, um alle Unzufriedenheit nach außen abzulenken, damit die Revolution im Innern abgefangen werden konnte.

Bei dieser Auseinandersetzung ging es buchstäblich um Tod und Leben von Millionen. Wir alle wissen, welche Stellung in ihr Kirche und Theologie bezogen. Sie standen, von ganz verschwinnenden Ausnahmen abgesehen, rechts. Aber es ist doch interessant, dieses allgemeine Wissen durch Züge, wie sie sich in den Memoiren finden, farbiger und plastischer werden zu lassen.

Ich greife zunächst noch einmal auf Wurm zurück. Er wurde 1899 Pfarrer bei der „Evangelischen Gesellschaft“ in Stuttgart, bald deren geschäftsführender Sekretär sowie Leiter der Stadtmission und entfaltete in dieser Eigenschaft auch in der Inneren Mission eine rege Tätigkeit. Dies alles wurde nun – und das allein interessiert ja in unserem Zusammenhang – ganz naiv mit einem sozialkonservativen Konzept der Politik verbunden. Er schreibt:

„Bei meinem regen politischen Interesse hatte ich im Lauf der Jahre auch politischen Anschluß gefunden... Da ich als Leiter der Stadtmission wußte, wieviel Volkskraft durch das Hineinströmen der Landbevölkerung in die Großstädte verloren ging und wie die Vermehrung des großstädtischen Proletariats auf die Löhne und die ganze Lebenshaltung der Industriearbeiterschaft drückte, so hielt ich die Freihandelspolitik der bürgerlichen und sozialdemokratischen Linken für völlig verkehrt und war einer agrarfreundlichen Wirtschaftspolitik eher zugeneigt. Einem Abend, dem die führenden Mitglieder der konservativen Partei, Rechtsanwalt Kraut, Kommerzienrat Beringer, Stadtgartenverwalter Hiller, Rechtsanwalt Schott, angehörten, wohnte ich ziemlich regelmäßig bei. Aus diesem Kreise kam die Anregung, mir die Redaktion des württem-

bergischen Teils der geplanten Zeitung zu übertragen. Die Frage, ob es meine Pflicht sei, mich für einen solchen Dienst am Volksganzen zur Verfügung zu stellen, machte mir schwer zu schaffen. Als ich aber sah, von welchen Gefahren durch die Arbeitszeit unser Familienleben bedroht gewesen wäre und wie unglücklich meine Frau geworden wäre, wenn ich alle Abende der Fertigstellung des nach Mitternacht herauskommenden Blattes hätte opfern müssen, entschied ich mich für die Ablehnung.“¹⁴⁾

Daß aus dem konkreten Projekt nichts wurde, ist für die grundsätzliche Seite der Sache unwichtig. Typisch war vielmehr die Selbstverständlichkeit, mit der damals Theologen den Einsatz zugunsten konservativer Interessen und Programme für einen „Dienst am Volksganzen“ hielten – und erschreckend ist es, daß fünfzig Jahre später die Urteilkategorien noch immer die gleichen sind, wie sie es kurz nach der Jahrhundertwende waren!

Dies gilt nicht nur für die Darstellung von Wurm. Das Bild der „Welt vor 1914“, das in den meisten Lebenserinnerungen deutscher Theologen gezeichnet wird, ist das einer Idylle. Dahinter steckt im allgemeinen durchaus kein Betrugsversuch an dem Leser. Die Zeit lebt tatsächlich so in der Erinnerung dieser Autoren. Sie meinen wirklich, es sei eine heile, geordnete Welt gewesen mit anerkannten Autoritäten, mit unbezweifelten und unangefochtenen Über- und Unterordnungsverhältnissen, in der sie groß wurden.

Tatsächlich sahen die Dinge nun freilich anders aus. Die redlichen Bauern, die fleißigen Handwerker, die ehrlichen Kaufleute in der kleinen Stadt – man wird getrost unterstellen können, daß sie wirklich subjektiv redlich und fleißig und ehrlich waren –, sie gehörten zu der großen Reservearmee in der erbitterten Klassenschlacht, die zwischen 1890 und 1914 in Deutschland geführt wurde. Die biederen Advokaten und Kommerzienräte, die kleinen Fabrikanten am Stammtisch, die Professoren und Stadtdirektoren und Oberamtsvorsteher in ihren Lesezirkeln und konservativen Abenden versuchten, diese Reservearmee als Hilfstruppe des Imperialismus zu organisieren. Und die meisten Theologen taten dabei mit. Je länger je mehr verband sich bei vielen von ihnen die Verklärung des „einfachen Lebens“, der vorindustriellen Produktionsweise und der hierarchischen Struktur der Gesellschaft mit chauvinistischen und imperialistischen Ideologien. Treitschkes Geschichtsphilosophie wurde von vielen evangelischen Geistlichen kritiklos akzeptiert. Bei Johannes Keßler nimmt ein Panegyrikus auf Heinrich von Treitschke rund die Hälfte

¹⁴⁾ Wurm, S. 56 f.

des Raumes ein, den er der Beschreibung seines Studiums in Berlin widmet, wohlgernekt seines theologischen Studiums:

„Jetzt muß ich den Mann nennen, der damals wie kein anderer der geistesmächtige Herold des Preußentums war, der, ein geborener Sachse, ... in Wahrheit, wie man ihn genannt, ‚der preußischste Preuße‘ geworden ist, der Preußens Größe uns wie ein Prophet gedeutet und Preußens Geist uns eingepflichtet hat: Heinrich von Treitschke ... Seine wuchtige Gestalt, sein mächtiges Haupt, sein kräftiger Nacken, seine hohe Stirn, das Feuer seiner glänzenden braunen Augen, das gültige Lächeln seiner männlichen Züge, seine ganze vornehme Haltung gaben ihm das Gepräge eines freien Mannes ... Er war eine ausgesprochene Kämpfennatur; darum galt seine besondere Liebe dem kämpferischen Menschen: Martin Luther, in dem sich ihm vor allem deutsche Kraft und deutscher Geist verkörperten. Darum führte er eine scharfe Klinge gegen alles, was seinen vaterländischen, ethischen und religiösen Überzeugungen widersprach, deshalb sprach er Sätze, die wie Schwerthiebe niedersausten: ‚Jedem das Seine ist Menschenrecht! Jedem das gleiche gilt im Haushalt der Tiere!‘ oder ‚Wer den frommen Glauben, das Eigenste und Letzte des kleinen Mannes zerstört, handelt als ein Verbrecher wider die Gesellschaft.‘ ...

Deutschland groß und einig zu wissen, das war der Grundgedanke, aus dem all sein wissenschaftliches Denken floß und auf dem all sein vaterländisches Handeln sich aufbaute ... Wer Treitschkes Kolleg ‚Politik‘, das er in der letzten Zeit in jedem Semester las, gehört hat, dem ist es eingehämmert worden: ‚Der Staat über alles!‘ Das war Grund und Ziel seiner Politik. Zu dieser Staatsgesinnung zu erziehen war die große Leidenschaft dieses Historikers. Er war wie wenige ein nationaler Erzieher unseres Volkes, ein glühender Verkünder der Staatsgesinnung, auf der Größe und Zukunft eines Volkes beruht. Wohl sah er in der letzten Zeit, besonders seit Bismarcks Ausscheiden, mit Besorgnis den politischen Horizont sich verdüstern, sah in dem Parteipartikularismus, dem Anwachsen der Sozialdemokratie, der religiösen Indifferenz der Gebildeten, den pazifistischen Bestrebungen und weltbürgerlichen Träumen ernste Gefahren, dennoch behielt er bis an sein Lebensende den gläubigen Optimismus, er glaubte an die geheimen Kräfte seines Volkes, ... vor allem an einen göttlichen Willen in der Weltgeschichte — er glaubte an Deutschlands Zukunft.“¹⁵⁾

Beeindruckt und beeinflußt von Treitschke dachten viele evangelische Theologen in Deutschland so, wie Keßler es hier beschreibt, über Macht und Staat, über Luther den Deutschen und über den frommen Glauben als den letzten Halt des kleinen Mannes, den anzutasten ein Verbrechen gegen die Ge-

¹⁵⁾ Keßler, S. 60 ff.

sellschaft sei. Sie dachten so vor 1914, nach 1920, manche denken heute noch so. Die besonders von Treitschke, wenn auch nicht von ihm allein, dem deutschen Bildungsbürgertum „eingepflichtete“ und „eingehämmerte“ Ideologie wurde potenziert durch den seit etwa 1894 üppig ins Kraut schießenden Bismarck-Mythos. Es war wirklich ein Mythos; denn das Bild, das von dem Gründer des deutschen Kaiserreiches vermittelt und rezipiert wurde, entsprach in vielen Zügen durchaus nicht der Wahrheit. Bismarcks Bemühungen, seit 1871 den Status quo in Europa zu sichern und so den Frieden zu erhalten, fehlten völlig in diesem Bild. Ja, man kann sagen, die ganze Zeit von 1871 bis 1890 war in ihm ausgespart. Dafür war mehr und mehr davon die Rede, daß von Bismarck zu lernen sei, wie alle politischen Fragen mit „Eisen und Blut“ gelöst werden könnten, daß Moral und Politik nichts miteinander zu tun hätten, daß nach dem Erfolg niemand mehr frage, mit welchen Mitteln er erreicht wurde — und was dergleichen Maximen mehr waren. Galt dies nun für den größten Teil der deutschen Akademiker aller Fakultäten, so bleibt doch noch die besondere Frage zu beantworten, in welchem Licht Bismarck den Theologen erschien. Keßler schreibt:

„Fürst Bismarck — zum ersten Male hatte ich ihn ... als Dorfjunge bei der Letzlinger Hofjagd gesehen und angestaunt. Das nächste Mal sah ich ihn als Student, wie er, begleitet von seinem Sohn Herbert und seiner Dogge Tyras, aus der Gartenpforte des Reichskanzlerpalais herausschritt, den großen Schlapphut auf dem Kopf, in den Tiergarten hinein. Dann habe ich ihn zweimal im Reichstag gesehen und sprechen hören. Den Eintritt dazu verdankte ich Adolf Stöcker. Das erste Mal sprach der Kanzler über Kolonialfragen; das zweite Mal hielt er anlässlich der großen Militärvorlage seine berühmte Septennatsrede mit dem von ihm ganz absichtslos hingesprochenen, zum geflügelten Wort gewordenen Satze: ‚Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.‘ Es war schon ein rhetorischer Genuß, damals einer Reichstags-sitzung beizuwohnen; war es doch die Zeit, da jede Partei zum mindesten über einen glänzenden Redner verfügte ... Sie alle überragte äußerlich und innerlich der Eiserne Kanzler.

Die Glocke des Präsidenten ertönt. ‚Der Herr Reichskanzler hat das Wort!‘ Bismarck erhebt sich; in seiner Kürassieruniform eine Hünengestalt. Er stemmt beide Hände auf den Knauf seines Säbels, und seine Augen unter den buschigen Brauen suchen das Plenum ab. Jetzt kommt eine kurze Enttäuschung. Man erwartet in dieser gewaltigen Gestalt die tiefe, starke Stimme einer Orgel; statt dessen hört man einen hellen Bariton. Man erwartet von diesem Genie die Beredsamkeit eines Demosthenes — aber die Sätze, die es hervorstößt, haben etwas Unmelodisches, Gehacktes. Doch das sind nur Augenblickseindrücke. Sie verschwinden sofort unter der Wucht der

Gedanken, unter der zwingenden Gewißheit: jetzt lauscht jedes Ohr im Saal, jetzt lauscht Deutschland, Europa, die ganze zivilisierte Welt. Bismarcks Rede ist Tat, ist Geschichte. Auch als junger Laie empfand ich ganz unmittelbar, daß diese Septennatsrede nach innen wie nach außen die stärksten Wirkungen auslösen würde.¹⁶⁾

Vergleicht man mit dieser Beschreibung, was Karl Heim von einer Begegnung mit Bismarck erzählt, so ist wohl am verblüffendsten die Ähnlichkeit des Duktus seines Berichts mit dem von Keßler. Heim wanderte im Sommer 1893 zusammen mit einem Freund von einer Studentenkonferenz der Erweckungsbewegung in Frankfurt/Main nach Tübingen zurück:

„Nach diesen freundlichen Erfahrungen und Begegnungen in einer Gegend, wo arme, einfache Leute wohnten, kehrten wir wieder in die völlig andere Welt der Reichen und Vornehmen zurück. Denn unser nächstes Wanderziel war das Bad Kissingen, dieses mondäne Bad, wo die vornehme Welt ihr luxuriöses Badeleben führt. Was uns nach Kissingen brachte, war aber nicht das Interesse an diesem vornehmen Badeleben. Unser Ziel war vielmehr nur ein Mann, den wir gern sehen wollten und der gerade dort weilte, um seine Badekur zu machen, nämlich Fürst Bismarck . . . Wir erwarteten ihn in einer Gruppe von anderen, die ihn sehen wollten, am Ausgang der Badeanstalt, in der er sein Heilbad zu nehmen pflegte. Hier mußte er herauskommen. Schon von weitem hörte man das Gebell des ‚Reichshundes‘, ohne dessen ständige Begleitung man sich den Altkanzler nicht vorstellen konnte. Es war eine große rassereine Dogge, die, sobald ihr Herr im Portal des Badehauses sichtbar wurde, auf ihn zulief und mit fröhlichem Gebell an ihm empor sprang. Auch wir beiden Tübinger Studenten waren bei diesem Anblick in freudiger Erregung. Es war ein Flor von eleganten Damen aus der vornehmsten Gesellschaft gekommen, um dem Kanzler mit einem tiefen Hofknicks, wie er damals noch üblich war, einen großen Rosenstrauß zu überreichen . . . Da stand er nun wirklich vor uns, der Mann, vor dem die ganze Welt zitterte, von dem jede Äußerung, die er etwa heute im Reichstag getan hatte, morgen in allen Zeitungen der Welt stand, obwohl er — im Gegensatz zu dem Bild, das man sich im Tonfilm davon macht — mit einer ziemlich dünnen und hohen Stimme sprach und oft mitten im Satz eine kleine Pause machte, wie wenn er einen Augenblick überlegen wollte, ob er diesen Satz der Welt gegenüber verantworten könne. Da stand der Mann mit dem feingemeißelten Kopf, den man nie mehr vergessen kann, wenn man ihn einmal gesehen hat, und der ja durch eindrucksvolle Lenbach-Bilder in der Nachwelt fortlebt . . .

Wir schieden von Kissingen mit dem Gesamteindruck: ‚Es ist etwas Herrliches, einen großen Mann zu sehen.‘ Es war uns

¹⁶⁾ Keßler, S. 173 f.

aber auf der Konferenz aufgegangen: auch hinter diesem ganz großen Menschen steht ein noch Größerer, vor dem auch der größte Mensch einmal offenbar werden muß, ‚auf daß ein jeder empfangen, nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse.‘¹⁷⁾

Erstaunlich sind, wie gesagt, vor allem die stereotypen Wendungen, die Heims Darstellung und die von Keßler austauschbar machen. Hier wie dort der „Reichshund“, die Dogge Tyras, die hohe Stimme, die abgehackte Sprechweise, vor allem aber die Aufstilisierung eines Politikers zu einer Art Weltenrichter, auf dessen Worte und Taten die ganze Menschheit blickt, Sie hört und sieht nicht nur auf ihn, sie zittert auch vor ihm. Diese Akzentsetzung hat nun bei Heim noch eine pikante Note. Was er beschreibt, geht nämlich auf ein Erlebnis zurück, das er 1893 hatte. Damals war aber Bismarck schon seit drei Jahren gestorzt. Seitdem hat er den Reichstag nie wieder betreten, und die ganzen Expektorationen Heims über die eventuelle Auswirkung Bismarckscher Reden im deutschen Parlament entbehren jedes tatsächlichen Anhaltes. Doch dies gehört ja zum Wesen von Legenden, daß nichts geändert ist, wenn man sie von den Fakten her entmythologisiert. Ihre Wirkung beruht wesentlich auf den Attributen, die dem Helden beigelegt werden. In welcher Richtung dieser Prozeß bei der Entwicklung des Bismarck-Mythos' ging, dafür scheint mir der letzte Satz des Heim-Zitats aufschlußreich. „Auch hinter diesem ganz großen Menschen steht ein noch Größerer, vor dem auch der größte Mensch einmal offenbar werden muß“ — solche Formulierungen sind nach 1895 in Deutschland von immer mehr Menschen zweifellos etwa so gehört worden: Gott und Jesus Christus sind zwar größer als alle Menschen, aber Bismarck, der bedeutender ist als alle anderen Sterblichen, steht Gott und Christus näher als sonst jemand.

Gegen den Bismarck-Kult und die Begeisterung für Treitschkes Lehren erhoben auch evangelische Theologen Protest. Er wurde kräftig geltend gemacht, aber er war ganz vereinzelt. So veröffentlichte der 2. Vorsitzende der Deutschen Friedensgesellschaft, Stadtpfarrer Otto Umfrid in Stuttgart, 1909 eine Kampfschrift „Anti-Treitschke“, und ein Jahr später gab er die Losung aus: „Los von Bismarck!“ In dem Aufsatz, der diese Überschrift trug, schrieb er u. a.:

„Die Bismarckverehrung hat nur darum solche krassen und zum Teil grotesken Formen annehmen können, weil die Wirksamkeit des Fürsten vom Erfolg des Augenblicks begleitet war . . . Wenn Deutschland gefürchtet in der Welt dasteht —

¹⁷⁾ Heim, S. 50 ff.

und gewisse Politiker kennen kein höheres Ideal, als gefürchtet zu werden —, so ist das der ‚Staatskunst‘ Bismarcks zu verdanken. Daß die Erfolge auf anfechtbarem Weg erkauft wurden, das hat die Volksseele seit dem Jahre 1866 ‚gnädigst‘ übersehen . . .

... Wie herrlich war doch, wenn man diese Epigonen hört, ‚die Zeit, da die Welt gespannt auf die Worte Bismarcks lauschte, da sich bei jedem leise grollenden Unterton in seinen Worten diejenigen duckten, die er anging‘. Das ist in Wahrheit das Ideal der grollenden Bulldogge, vor der die kleineren Hunde sich ängstlich, den Schweif zwischen die Beine geklemmt, zurückziehen. Daß eine diabolische Ader da mit unterläuft, wird geahnt, aber nicht schwergenommen. Herrlich, dieser ‚glühende Nationalstolz‘ des Säkularmenschen, der von sich sagen konnte: ‚Wenn mich ein Teufel besitzt, so ist es ein teutonischer‘ Wir mögen also, mit anderen Worten, gern des Teufels sein, wenn der Teufel nur in Schwarzweiß-rot gekleidet ist! . . .

... Ein derartiges Regiment aber mußte geradezu Verwüstungen in der deutschen Volksseele anrichten, und zwar um so mehr, je größer der Nimbus der Unfehlbarkeit war, der es umgab . . . Alle Jahre wieder zur Zeit der Sommer-sonnenwende wallfahrten unsere Studenten zum Bismarck-turm, um dem Gewaltigen ihre Huldigung darzubringen und sich ihm mit Herz und Hand zu geloben. Und alle Jahre wieder weihen die Sedansfestredner die Locken vom Haupt ihrer Söhne den Manen des eisernen Kanzlers. Solange aber dieser Götzendienst getrieben wird, ist keine Hoffnung auf die siegreiche Auferstehung des Rechtsgedankens vorhanden.

... Ein Erwachen aus dem wilden Traum, in den die deutsche Volksseele durch die von Bismarck ausgehende Suggestion hineingejagt wurde, ist auf zweierlei Weise zu denken, entweder auf dem Wege gewaltsamer Katastrophen unter Blut und Tränen, oder auf dem Wege einer Stärkung des Rechtsbewußtseins. Wer's gut mit unserem Volke meint, der sucht es auf den Weg zu drängen, auf welchem ihm der Genius mit dem Palmenzweig, der Genius des Rechts begegnen müßte. Soll's aber dahin kommen, so muß es einmal durch die Seelen klingen: ‚Los von Bismarck!‘¹⁸⁾

Das deutsche Volk, und die Christen in ihm nicht weniger als alle anderen, haben es bitter bezahlen müssen, daß sie auf solche Stimmen nicht hörten. Bestürzend aber ist es, wenn Wurm, der Stadtvikar in Stuttgart war, als Umfrid dort noch amtierte, nach den Erfahrungen zweier Weltkriege über diesen Vorkämpfer der Friedensbewegung in Deutschland noch immer nichts weiter zu sagen weiß als:

¹⁸⁾ Otto Umfrid: Los von Bismarck! (in: Die Friedens-Warte, 1910, S. 97 ff.)

„Ich konnte ihm auf seinen Wegen nicht folgen; ich hatte den Eindruck, daß die Friedensbewegung immer den Staaten zugute komme, die einen Raub nicht herausgeben wollen.“¹⁹⁾

Die Veränderungen, die der Bismarck-Kult, kombiniert mit der Geschichts- und Staatsphilosophie Treitschkes, in der Geisteshaltung des deutschen Bürgertums auslöste, waren tiefgreifend und in ihrer Auswirkung kaum zu überschätzen. Besonders groß und fatal waren sie bei dem deutschen akademischen Nachwuchs, hier vor allem bewirkt durch den Verein deutscher Studenten. Zu ihm gehörten seit der Jahrhundertwende auch viele junge Theologen, für die er oft eine prägende Kraft gewann. Für sie galt dann, was Otto Dibelius von sich gesagt hat:

„Noch viel unmittelbarer als alles Studieren aber stellte mich der Verein deutscher Studenten in das Leben der Zeit hinein.“

„Ich war im ersten Semester nicht aktiv geworden. Ich hatte Scheu gehabt, mich zu früh zu binden. Auch im Anfang des zweiten Semesters blieb ich allein. Die farbentragenden Verbindungen, so wie sie sich damals in Berlin präsentierten, konnten mich nicht locken. Die Deutschchristliche Studentenvereinigung war noch nicht in unseren Gesichtskreis getreten. Und in eine theologische Verbindung wollte ich nicht gehen, weil ich fürchtete, dort Ende und Einseitigkeit zu finden.

Da nahm mich mein Bruder Wilhelm im Januar 1900 zu dem großen Reichsgründungskommers des Vereins Deutscher Studenten mit, der im Leben der Berliner Universität jedesmal eine Begebenheit war. Das Bild, das ein solcher Kommers bot, konnte ein jugendliches Herz wohl gefangennehmen. Der große Krollische Saal gedrängt voll von jungen, festlich gestimmten Menschen. Die Chargierten in ihrer kleidsamen Tracht. Unter den Ehrengästen eine große Zahl berühmter Namen, Professoren, Generäle, Abgeordnete. Auch ein Mann wie Dryander z. B. kam zu diesen Kommerssen, wenn er konnte . . . Und kurz nach Mitternacht betrat als Ehrenmitglied des Vereins Adolf Stoecker das Podium. Er sprach kurz, markig, aber ohne jedes Pathos. Ich weiß noch heute, wie er begann:

„Es war nach den Freiheitskriegen. Friedrich Wilhelm III. besuchte einen schlesischen Edelmann. Der empfing ihn an der Freitreppe seines Hauses. Der König fragte in seiner abgehackten Art: ‚Wie geht es ihm?‘ — ‚Es geht mir gut, Majestät!‘ — ‚Wie geht es seinen Söhnen?‘ — ‚Es geht ihnen allen gut, Majestät!‘ — ‚Wo sind seine Söhne jetzt?‘ — ‚Sie sind alle drei gefallen im Felde für Ew. Majestät!‘ Da stürzten dem König die Tränen aus den Augen: ‚Nicht für mich, nicht für mich, wer könnte das ertragen; nein, für das Vaterland und für die gemeinsame Sache!‘

¹⁹⁾ Wurm, S. 214

Noch ein paar kurze Sätze über Hohenzollern, Vaterland, Verein Deutscher Studenten. Das war alles. Er war von ungeheurer Wirkung.

Noch in derselben Nacht trat ich ein.

Der Verein Deutscher Studenten war zu Anfang der achtziger Jahre gegründet worden, damals, als in der Studentenschaft eine Gegenbewegung entstanden war gegen die Zersetzungerscheinungen der Gründerzeit. Vaterländisch begeisterte Theologen waren in großer Zahl dabeigewesen. Friedrich Naumann mit an erster Stelle. Stoecker hatte Pate gestanden und der Nationalökonom Adolph Wagner. Treitschke war Ehrenmitglied von den Anfängen an. An jeder Hochschule gab es einen Verein Deutscher Studenten. Man trug weder Mütze noch Band. Man hielt sich frei von den Bestimmungsmensuren, die bei den Korporationen eine so große Rolle spielten. Man wollte ... nicht ein Verein sein um der Studenten willen, sondern um des Vaterlandes willen. Man wollte gegen Freisinn, Marxismus und gegen den Einfluß des Judentums im öffentlichen Leben kämpfen und die Studentenschaft zu vaterländischer Gesinnung rufen. Bismarck war der Heros. Großdeutschland war selbstverständliches Ziel. Heer und Flotte wurden begeistert bejaht. Aber auch der soziale Gedanke fand lauten Widerhall. Auf dem Kyffhäuser, wo die Vereine Deutscher Studenten sich alljährlich zu gemeinsamer Tagung sammelten, hatten sie einen Gedenkstein errichtet für die soziale Botschaft des alten Kaisers vom Jahre 1881.

Als ich aktiv wurde, waren die Vereine Deutscher Studenten nicht mehr ganz das, was sie ursprünglich gewesen waren... Der Wahlspruch hieß noch: „Mit Gott für Kaiser und Reich!“ Aber das „Mit Gott“ hatte an Kraft verloren. Christ sein, bezeugt und ausgesprochen Christ sein, das wollten nur noch wenige. Auch der soziale Gedanke war zurückgetreten. Man glaubte, als Jünger Bismarcks müsse man Realpolitiker sein. Darunter verstand man, daß man nur an Blut und Eisen glauben dürfe, vielleicht noch ein bißchen an die Wirtschaft, an Kali und Kohle und Eisenerze – vom Öl war damals noch nicht die Rede. Der Satz des alten Ranke: „Der Staat ist Macht“ war die große Parole. In diesem Satz, so meinte man, erschöpfe sich die politische Weisheit. Alles andere sei romantische oder liberale Phrase. So predigte es die „Deutsche Zeitung“, das Organ der Alldeutschen. Und die jungen Redakteure dieser Zeitung waren sämtlich Mitglieder des Vereins Deutscher Studenten und spielten bei uns eine führende Rolle.⁽²⁰⁾

Was geschah nun praktisch im Verein Deutscher Studenten? Woran beteiligten sich die Theologen, die seine Mitglieder waren? Dibelius schreibt darüber nach 50 Jahren:

„Und dann ging es in die politischen Versammlungen. Die Parteipolitik interessierte uns Studenten natürlich nicht. Und

über die Außenpolitik, so sehr sie uns beschäftigte, maßen wir uns ein Urteil nicht an...“

Aber wir fühlten uns gefordert, wenn es ganz im allgemeinen zu zeigen galt, daß das junge Deutschland für Volk und Vaterland einzutreten gewillt war. Wenn die Sozialdemokraten ... eine Akademikerversammlung einberiefen, dann waren wir zur Stelle, suchten die Leitung an uns zu bringen und redeten zum mindesten in der Aussprache. Oder wenn die Polen unruhig wurden – im Winter 1901 war in Wreschen ein Streik der polnischen Schulkinder inszeniert worden, was zu einer heftigen Aussprache im preußischen Landtag führte –, dann veranstalteten wir in der Tonhalle, dem größten Saal Berlins, eine studentische Kundgebung. Bei solchen Gelegenheiten hatte ich oft zu sprechen. Auch bei den Reichsgründungskommersens dieser Jahre. Die liebste Erinnerung ist mir der Tag in Friedrichsruh, an dem wir zur Bismarcksäule der Studentenschaft den Grundstein legten. Die Vorarbeiten dafür waren von den Bonner Alemannen und dem Berliner Verein Deutscher Studenten gemeinsam geleistet worden. Bei der eigentlichen Grundsteinlegung sprach der Alemanne, und ich hielt bei dem anschließenden großen Kommers in Hamburg die Rede, die mir die Umarmung des Architekten Kreis, des Schöpfers der Säule, eintrug. Ich leitete die akademische Gruppe des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, der sich später Verein für das Deutschtum im Ausland (V.d.A.) nannte, und war an manchem anderen beteiligt, was das akademische Leben des national gesinnten Studenten damals an Aufgaben bot.

So stand ich mit beiden Füßen im Leben und Treiben der Welt.⁽²¹⁾

Auch hier war dann die Theorie Verallgemeinerung der Praxis und ihrerseits Programm für neue Praxis:

„Mächtig stieg mir die Idee des christlichen Staates in der Seele auf...“

Nach dem Maßstab aber, den der Staat an das Leben des Volkes anlegt, richtet sich das Ziel, das ihm vorschwebt. Dies Ziel eines Staates kann mancherlei sein. Es kann das materielle Wohlergehen aller Volksgenossen sein, es kann die Herrschaft einer bestimmten Klasse sein, es kann die Einheit und die Geschlossenheit eines Volkstums sein, es kann die Weltherrschaft sein oder die Freiheit des einzelnen oder die nationale Ehre oder die technische Verwaltung des äußeren Lebens oder irgend etwas anderes. Jedenfalls muß der Staat wissen, was er will. Es muß in seiner Arbeit ein Sinn sein. Und die Nation muß wissen, wofür sie kämpft, wofür sie Opfer bringt, wofür sie das Blut ihrer Söhne opfert.

Und nun war ich der Meinung und bin es noch heute, daß es nur einen Maßstab gibt, der unverbrüchlich gilt: das ist der Wille Gottes, den das christliche Evangelium verkündet. Ich

²¹⁾ Dibelius, S. 38 f.

²⁰⁾ Dibelius, S. 33 ff.

war und bin der Meinung, daß es nur ein Ziel gibt, das den Einsatz des irdischen Lebens wert ist: das ist die Aufrichtung einer Ordnung, in der die Menschen Freiheit haben, dem christlichen Evangelium gemäß zu leben. Und den Staat, der sich dafür entscheidet — er muß sich eben entscheiden, entweder dafür oder dagegen —, nenne ich einen christlichen Staat. Ich weiß nicht, wie ich ihn sonst nennen soll.

Ein solcher Staat aber hat dann auch das sittliche Recht, die Mittel der Macht zu gebrauchen und der so ausgerichteten Nation Freiheit und ‚Lebensraum‘ zu erkämpfen. Und kein Opfer ist zu groß, als daß es ein solcher Staat nicht fordern dürfte.

So habe ich als Student gedacht. So denke ich im Grunde noch heute. Um diese Dinge ging es uns damals im Verein Deutscher Studenten. Wir haben sie mit Ernst verhandelt und durchdacht.²²⁾

Noch einmal sei wiederholt: Die Welt vor 1914 sah nicht so aus, wie sie in den Lebenserinnerungen von Wurm oder Heim oder Keßler erscheint. Auch das flache Land außerhalb der großen Städte und Industriereviere war nicht, wie dort beschrieben, ein Hort des Friedens, des stillen Glücks und der bescheidenen Freuden, harmonisch und konfliktlos. Gewiß tobten sich in ihm nicht nur „Barbarei und Wildheit“ aus, von denen Georg Merz spricht, wenn er sich an sein Heimatdorf an der bayrisch-böhmischen Grenze erinnert, aber des Brutalen, Bösen und Dämonischen, der Armut und Verzweiflung gab es genug.

„Zu uns kamen die Reichen im Dorf, wenn es galt, eine Steuererklärung abzugeben. Aber zu uns kamen auch die Leute, die in den Listen als ‚konskribierte‘ Arme geführt wurden und die obenan standen, wenn im Sommer die Liste an das Forstamt eingesandt wurde, um die Erlaubnis zum Holz sammeln zu erwirken. Wir erfuhren zuerst von den Vorgängen, die draußen in der Welt mit unserem Dorf zusammenhingen. Man nahm mit Freuden daran Anteil, daß einer aus dem Dorf, noch dazu einer, der in der Schule als merkwürdig unbegabt gegolten hatte, als Freiwilliger nach China zog und nun eines Tages die Kriegsmedaille erhielt. Wir sahen aber auch das Stirnrunzeln unseres Vaters, wenn er einen Riesenakt, der auf seinem Tische gar keinen Platz mehr hatte und auf der Nähmaschine der Mutter aufgestapelt wurde, durchblätterte und dessen einzelne Blätter aufregende Aufschriften trugen. Da war die Rede von Staatsanwaltschaft und Kriminalpolizei und manchen bösen Dingen, wonach man die Eltern gar nicht recht fragen konnte. Später erfuhr ich, daß dieser große Akt, wie man ihn nannte, einem der Mädchen aus dem Dorfe galt, das über Plauen und Leipzig nach Berlin geraten war, als ganz munteres Zimmermädchen bei der Frau Oberbahnexpeditor

22) Dibelius, S. 35 ff.

begonnen hatte und nun in Berlin ein Dirnenleben führte. So wie man von ihr hörte, hörte man von den merkwürdigen Leuten aus dem Armenhaus, von denen der eine wegen eines Einbruchs auf der Plassenburg im Zuchthaus saß . . . So waren meine ersten Lehrmeister nicht das Haus, erst recht nicht die Schule, sondern das Dorf. Seine Sorgen bestimmten das Leben im Haus, seine Freuden nahmen uns mit in ihr heiteres Spiel, ließen mich freilich auch oft im Stiche und lehrten mich früh die Erkenntnis, daß auf Erden der Leiden mehr seien als der Freuden.“²³⁾

Es gab nur wenige Theologen, die vor 1914 die gesellschaftlichen Bedingungen erkannten, in die solche Menschenschicksale hineinverflochten oder durch die sie geradezu verursacht worden waren. Diese wenigen freilich befaßten sich überaus gründlich mit den Erscheinungsformen des gesellschaftlichen Wandlungsprozesses und mit seinen Auswirkungen.

1905 kam Emil Fuchs als Pfarrer nach Rüsselsheim. In zwei Kapiteln²⁴⁾ seiner Lebensbeschreibung hat er die Probleme, Konflikte und Klassenkämpfe dargestellt, die damals den Ort beherrschten. Er beschreibt den Aufstieg der Firma und Familie Opel und die damit Hand in Hand gehende Proletarisierung der Handwerkerfamilien, die infolge der Baukonjunktur beginnende Korruption der Bauern, die Funktion der Beamten:

„Überdenkt man die geistige Lage einer solchen Gemeinde, so wird man erkennen, daß nirgends etwas Festes und Einheitliches war. Da war kaum ein Mensch, dessen äußeres und inneres Leben nicht irgendwie in starker Veränderung begriffen war. Die einen sanken, die andern stiegen, die einen wurden vom wirtschaftlichen und politischen Kampfe erfaßt, die andern wehrten ihn scheu und gequält ab. Viele waren bei den freien Gewerkschaften organisiert und hielten es doch fast eine Schande oder ein Unrecht, in so nahe Zusammengehörigkeit mit Organisationen zu kommen, die der Sozialdemokratie nahestanden.

Da gab es Bauernfamilien, die durch kluge Söhne mit dem Geiste des Sozialismus vertraut waren, und es gab solche, die im Sozialismus die Gefahr aller Gefahren sahen. Dasselbe galt für die Handwerker, die Lehrer und andere.

Der Sozialismus stieg auf. Immer deutlicher erkannte auch die mehr konservative Schicht der Arbeiterschaft, daß er der einzige starke Vertreter ihrer Interessen sei. Aber dieser — die Arbeiterschaft mehr und mehr an sich ziehende — Sozialismus war für alles Bürgerliche und Kirchliche mit dem Vorwurf der Vaterlandslosigkeit und Gottlosigkeit so beladen, daß Annähe-

23) Merz, S. 18 ff.

24) Fuchs I, S. 144 ff.: Rüsselsheim, S. 148 ff.: Das Schicksal Rüsselsheims — Das Wesen seiner Einwohner

zung an ihn Bruch mit diesen Kreisen bedeutete. So wuchs und wuchs die Kluft zwischen Arbeiterschaft und andern Ständen auch in Rüsselsheim mehr und mehr. Selbstverständlich war es für die Familie Opel und ihre höheren Beamten, daß Sozialdemokraten gefährliche, niederträchtige und absolut bekämpfungswerte Leute seien. Daß ein Pfarrer anders denken könnte, war wohl niemandem in dieser Gemeinde denkbar, selbst dem Arbeiter nicht.

Dabei redete man von Rüsselsheim mehr und mehr als von der ‚Hochburg der Sozialdemokratie‘ für die weite Umgebung. Das offizielle Leben – auch das Leben der Kirchengemeinde – war aber noch orientiert nach dem Worte, das einer seiner Pfarrer im Jahre 1864 in seine Chronik geschrieben hatte – ein Pfarrer, der später ein hohes kirchliches Amt bekleidete. Er schreibt da etwa: ‚Gestern Abend fand hier die erste Versammlung der neuen Partei der Sozialdemokratie statt. – Gott sei Dank waren nur vier Menschen anwesend, die auch sonst übel berüchtigte Subjekte sind.‘

So hatte der Pfarrer in einem wachsenden Industrieort die Sozialdemokratie ‚begrüßt‘. Wir hören kein Wort, daß er sich nun verpflichtet gefühlt hätte, die Lebensinteressen der Arbeiterschaft seiner Gemeinde zu studieren und zu vertreten. Er stand nur in enger Freundschaft mit den Fabrikbesitzern. Dürfen wir uns über die Antwort wundern, die er erhielt und seine Nachfolger mit ihm? – Ist es nicht ein Stück des Schicksals unsers Volkes, daß 1905 dies Urteil im wesentlichen für alle noch galt, die in Staat, Kirche und Wirtschaftsleben an führenden Stelle standen? –

Ich war nach Rüsselsheim gegangen, um zuerst einmal mein deutsches Volk wirklich kennenzulernen, nicht aus Büchern und Idealen, sondern in seinem realen Leben, Arbeiten, Kämpfen und seinen im Leben bestätigten Gesinnungen, Überzeugungen und Glaubenskräften.

Dafür war dies Rüsselsheim wahrlich ein gutes Objekt. Auf engstem Raum zusammengedrängt fast alles, was in diesem Volke an Ständen und Schichtungen und Nöten vorhanden war.²⁵⁾

In dieser Passage sind einige der wichtigsten Probleme nominiert, die es während der letzten zwanzig Jahre vor dem ersten Weltkrieg in Deutschland gab, etwa – ich greife nur dies heraus: Wohin würden sich die im Zuge der Industrialisierung vom Lande in die Stadt strömenden Millionenmassen orientieren? Welche Haltung würde dabei die Kirche einnehmen, besonders: Wie würde sie sich zur Arbeiterbewegung stellen? Die meisten Lebensbeschreibungen bieten zur Beantwortung dieser Frage eine Fülle von deprimierendem Material, Beweise für das totale Unverständnis des Wesens der Frage und für verhängnisvolle Fehlhaltungen und Fehlentscheidungen.

²⁵⁾ Fuchs I, S. 153 ff.

Ein ganzes Leben und zwei Weltkriege haben nicht ausgereicht, um leitende Männer der Kirche zu lehren, daß die SPD vor 1914 die Partei des Friedens, der Vernunft, des Maßes und des gesunden Menschenverstandes war. In der Erinnerung von Wurm leben die Sozialdemokraten jener Jahre auch 1953 noch als eine Rotte von „Schreiern und Hetzern“²⁶⁾, und von ihren Versammlungen hat er dies behalten:

„Einen nicht geringen Teil meiner Zeit widmete ich dem Besuch der Veranstaltungen auf politischem Gebiet, insbesondere der sozialdemokratischen Volksversammlungen. Der große Held in der sozialdemokratischen Agitation war damals der 10-Gebote-Hoffmann, der seinen Namen davon hatte, daß er in der urwüchsigen Sprache des Berliner Dialektes die Sünden der oberen Stände vom Maßstab der 10 Gebote aus beleuchtete, wobei aber natürlich ganz einseitig verfahren wurde. Er verstand es, den Fanatismus der Menge aufs äußerste zu reizen, und besonders seine weiblichen Zuhörer konnten sich nicht genug tun in hysterischen Schreien. Hier irgendwie zu versuchen, ein vernünftiges Wort zu sprechen, mußte völlig aussichtslos scheinen.“²⁷⁾

Zu den beiden Attentaten von 1878 auf Wilhelm I. jedoch, mit denen die SPD natürlich nicht das geringste zu tun hatte, die aber Bismarck den willkommenen Vorwand für den Erlaß des Sozialistengesetzes gaben, meint Wurm:

„Daß die damalige Sozialdemokratie diese Attentate wie auch andere Anschläge auf fürstliche Persönlichkeiten gebilligt und verherrlicht hat, hat es mit bewirkt, daß im guten deutschen Bürgertum und in den kirchlichen Kreisen Deutschlands die Arbeiterfrage und das ganze Problem der Industrialisierung nicht von Anfang an so ernst genommen wurde, wie es eigentlich hätte sein sollen. Denn welchen Gewinn konnte die Arbeiterschaft davon haben, daß das neue Reich in seinen Grundfesten erschüttert wurde? Glücklicherweise war der eigentliche Reichsgründer, Fürst Bismarck, noch am Leben und im Amt. Man betrachtete es in unseren Kreisen als ein Glück, daß er sich am Ende der siebziger Jahre von der liberalen Kulturkampfpolitik abwendete und im Jahre 1881 eine arbeiterfreundliche Sozialpolitik begann, bei der er auch die Unterstützung der beiden christlichen Kirchen genoß.“²⁸⁾

Die Unterstützung staatlicher Maßnahmen durch die Kirchen war eine alte Praxis und Tradition. Sie war oft schlimm. In den letzten Jahren vor 1914 aber kamen noch Momente hinzu, die für Kirche und Theologie geradezu katastrophale Auswirkungen haben mußten. Jetzt wurden nämlich nicht wenige der Theologen, die durch die Schule Treitschkes oder Dietrich

²⁶⁾ Wurm, S. 208

²⁷⁾ Wurm, S. 40 f.

²⁸⁾ Wurm, S. 25 f.

Schäfers gegangen, vom Bismarckkult fasziniert, im Verein Deutscher Studenten erzogen worden waren, zu Herolden der Gegenrevolution, zu Kadern für die Massenbeeinflussung im Dienste der imperialistischen Politik. Otto Dibelius erinnert sich:

„Wer lehrte die Gemeinden auf dem Dorf und in der kleinen Stadt, die Sitte der Väter hochzuhalten und nicht ewig nach der Großstadt zu schielen, als sei da die Höhe des Lebens zu finden? Wer gab dem schlichten Mann aus dem Volk einen Begriff davon, was es um das Vaterland sei und um den Staat? Wer kümmerte sich draußen in der Welt um die zerstreuten Volksgenossen und um den Seemann, wenn er im fremden Hafen war? Wer tat es, wenn es nicht der Pfarrer tat? ...

Wenn ich dann als Pfarrer in meinen kleinstädtischen Gemeinden stand – o gewiß, es ging um das Evangelium ... Aber wir hielten auch Volksabende, in denen wir mit Lied und Wort und lebenden Bildern den Menschen vor Augen führten, was es um die deutsche christliche Familie sei oder um die deutschen Märchen oder um Arbeit und Beruf, um das Vaterland und um die Welt der Kinder.“²⁹⁾

Es fehlt hier die Zeit und es ist wohl auch nicht nötig, die Chiffren, die Dibelius verwendet, aufzulösen. So wie wir vorhin die Erinnerungen von Georg Merz den Idyllen von Heim und Wurm gegenüberstellten, so lohnt es aber, nach Dibelius die Aufmerksamkeit einem Stück aus der Lebensbeschreibung von Günther Dehn zuzuwenden. Dehn wurde im Frühjahr 1906 – übrigens als Nachfolger von Heinrich Wolfgang Seidel – Lehrvikar in Boitzenburg in der Uckermark, einem Flecken rund 100 Kilometer nordwestlich von Berlin, Sitz der Grafen Arnim, die zu den reichsten Großgrundbesitzern Preußens gehörten.

„Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ganz Boitzenburg vom Grafen abhing. Da waren die Diener, die Angestellten und die gräflichen Beamten, da war der Amtmann, der Administrator, der Forstmeister, unter dem zwölf Revierförster standen, dann die Knechte und Tagelöhner. Das ergab schon eine beträchtliche Anzahl, Abhängig waren aber auch noch andere Leute: der Pfarrer, der allsonntäglich nach der Vorschrift für seinen Patron im Gottesdienst betete, der Lehrer – wie hätte wohl ein Lehrer gegen den Willen des Grafen angestellt werden können? Der Arzt, der Apotheker, die Handwerker, der Kaufmann, alle waren sie irgendwie auf die Herrschaft angewiesen. Man lebte hier noch ganz im feudalistisch-patriarchalischen Zeitalter. Was für eine Idee, daß es an diesem Ort einen Sozialdemokraten hätte geben können? Nicht einmal bürgerlich-liberal konnte man sein. Man war einfach konservativ-königstreu und kirchlich dazu ...

Im September feierten wir den Sedantag. Es gab ein Mittagessen, nur für Männer, im großen Saal des Wirtshauses. Hier waren sie alle versammelt, der Graf mit seinen Beamten an der Spitze, der Arzt, der Apotheker, der Pfarrer mit seinem Vikar, die Kaufleute, auch der Kantor mit seinem jungen Lehrer, dazu der Postverwalter und endlich der Gendarm. Der Graf war mehr als herablassend an diesem Tage, er war geradezu kameradschaftlich. Das stolze Bewußtsein, ein Preuße und Deutscher zu sein und einen Kaiser zu haben, um den uns die Welt beneidet, vereinigte alle. Bei Braten und mäßigem Moselwein wurden schlechte Reden gehalten, die mit ihren Lobsprüchen für den deutschen Kaiser und seine ganze Familie geradezu himmelschreiend waren.“³⁰⁾

Seidel, der wie gesagt, in dem gleichen Ort Vikar gewesen war, schrieb einmal in einem Brief aus Boitzenburg:

„Das Wort Sozialdemokrat hat hier den einfachen, aber deutlichen Sinn von Idiot oder Totschläger und Betrüger, aber ich glaube nicht, daß für das Gefühl der Arnims die Nationalliberalen allzu weit von den Sozis abstehen.“³¹⁾

Die Bilder, die Dehn von der Lage in Ostelbien und Emil Fuchs von einem kleinen Orte in Hessen zeichnet, der sich in einem rapiden und tiefgreifenden sozialen Wandel befand, werden komplettiert durch Schilderungen über die Situation in der Großstadt. Ich greife noch einmal auf die Autobiographie von Dehn zurück. Er wurde im Oktober 1911 Pfarrer an der Reformationskirche in Berlin-Moabit:

„Diese Gemeinde war nichts anderes als ein großer Häuserblock ... Man konnte sie in etwa zwanzig Minuten umschreiten. Der Weg zur Kirche betrug von keiner Stelle her mehr als fünf Minuten. Man taxierte 1910 die Einwohnerzahl auf 46 000, von denen 38 000 evangelisch waren. Katholiken, zum Teil solche polnischer Zunge, gab es etwa 6000. Der Rest gehörte zu den Dissidenten oder Sekten. Jeder der vier Pfarrer hatte also – darin durchaus den Berliner kirchlichen Verhältnissen entsprechend – gegen 10 000 Seelen zu versorgen.

Meine Zehntausend, deren Hirte ich sein sollte, wohnten in 70 Häusern, so daß also jedes Haus mehr als 150 Bewohner hatte. Sie wohnten nicht gut. Die Häuser waren in den achtziger und neunziger Jahren von Privatunternehmern erbaut worden unter dem Gesichtspunkt, möglichst viel Geld einbringenden Wohnraum zu schaffen. An Licht und Luft, an Balkone und weite Höfe hatte man nicht gedacht. Die Klosetts befanden sich außerhalb der Wohnung auf einem Treppensatz und waren für mehrere Parteien bestimmt, was natürlich oft zu Zwistigkeiten führte. Die Mieten waren hoch. Sie nahmen in der Regel 25 Prozent des Einkommens in Anspruch. Im Vorderhaus gab es Zweizimmerwohnungen, im Seiten-

²⁹⁾ Dibelius, S. 43

³⁰⁾ Dehn, SS. 100, 109

³¹⁾ zit. bei Dehn, S. 115

flügel und im Quergebäude bestanden die Wohnungen nur aus Zimmer und Küche. Das Familienleben vollzog sich in der Küche, die natürlich auch als Schlafräum dienen mußte. Vater und Mutter schliefen im Zimmer. Kinder gab es genug... Das Proletariat war damals schon aus der Elendslage der siebziger und achtziger Jahre herausgekommen, aber es ging ihm immer noch schlecht genug. Der Verdienst hielt sich an der Grenze des Existenzminimums... Häufig verdiente die Mutter mit, als Putz- oder Waschfrau, oder sie trug Zeitungen aus, wobei die Kinder helfen mußten. Das frühe Aufstehen machte sie für die Schule müde und verringerte ihre Leistungen. Kinderarbeit war noch allgemein üblich, wenn sie auch für Kinder unter zwölf Jahren verboten war. Die Zwölf- bis Vierzehnjährigen pflegten häufig an den Nachmittagen drei bis vier Stunden beschäftigt zu sein. Die Hälfte meiner Konfirmanden, allerdings nur die Jungen, verdiente sich so drei bis vier Mark in der Woche, ebensoviel wie der Lehrling bekam. Dies Geld wurde meist für die Konfirmation gespart.

Daß hier die Männer sozialdemokratisch wählten und vielfach gewerkschaftlich oder politisch organisiert waren, verstand sich von selbst. Es ging ja um ihre Partei, die wesentlich dazu beigetragen hatte, daß ihre materielle und geistige Lage sich gebessert hatte. „Nationale Arbeiter“, wie sie genannt wurden, gab es kaum. Wenn ein Konfirmand Wilhelm hieß, konnte man vermuten, daß der Vater kein Sozialdemokrat war. Es gab aber nur sehr wenige dieses Namens...

Und nun stand mitten unter diesem Volk die Reformationskirche. Sie war kein schöner Bau, ganz aus verstaubter kirchenbaulicher Tradition heraus in einer Art Neugotik errichtet, ohne Einfühlung in die lebendige Situation eines Arbeiterquartiers. Hier hätte ein Gemeindezentrum hingehört, das außer den Amtswohnungen und den Konfirmandensälen schöne helle Räume für Kinderpflege (Krippe, Kindergarten und Kinderhort) hätte haben müssen. Dazu ansprechende Räume für den Unterricht, die Jugendarbeit und sonstige kirchliche Vereine. Für den Gottesdienst hätte ein Predigtsaal mit fünfhundert Plätzen genügt. Statt dessen hatte die Kirche einen gewaltigen Turm und bot 1300 Sitzplätze. Alle Nebenräume waren zu eng geraten. Der für Bibelstunden und Versammlungen gedachte Saal war völlig verbaut. Aber wir hatten nun eine „schöne“ Kirche, und das Kaiserpaar war selber zur Einweihung erschienen, was auf die kirchlichen Leute einen unvergeßlichen Eindruck gemacht hatte. Wie wenig diese Kirche im Volke stand, zeigte sich mir, als ich einmal einen Arbeiter kennenlernte, der zwanzig Jahre ihr gegenüber gewohnt hatte und weder ihren Namen wußte, noch, ob sie katholisch oder evangelisch sei.³²⁾

Der Gottesdienstbesuch betrug durchschnittlich $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Prozent der Gemeindeglieder. Dehn hat sich auch ausführlich

32) Dehn, S. 168 ff., 172

mit der Frage befaßt, wie es dazu gekommen war. Ich kann das hier leider nicht wiedergeben. Einige seiner Reflexionen habe ich für den Vortrag verwendet, den ich im November 1964 bei der Dresdener Tagung „Evangelische Selbstprüfung“ über das Thema „Kirche – Christen – Krieg und Frieden im Zeitalter des Imperialismus“ hielt. Doch sei aus Dehns Erinnerungen noch der Abschnitt zitiert, der sich direkt mit dem zahlenmäßig sehr kleinen Kreis der „kirchentreuen“ oder „kirchenloyalen“ Glieder seiner Gemeinde befaßt:

„Das Kirchenvolk stand nicht in der Existenznot des Proletariats. Man lebte bescheiden, aber doch einigermaßen gesichert. Die Männer hatten ihr Gehalt mit Pensionsberechtigung oder ihr Geschäft oder ihr Haus. Die Frauen brauchten nicht mitzuverdienen. Sie konnten für ihre Kinder sorgen und waren nicht genötigt, sie in Krippen oder Horten unterzubringen. Man war mit der Weltordnung zufrieden und so auch mit dem gegenwärtigen Staat. Man war patriotisch und wählte selbstverständlich konservativ. Man war sehr verwundert, als ich einmal dagegen protestierte, daß bei den Reichstagswahlen die konservative Partei die Räume unseres Jünglingsvereins einfach als Wahllokal benutzte. Warum denn nicht, hieß es, wir sind ja alle konservativ und kämpfen gegen die Sozialdemokratie. Wie das Kirchenvolk überhaupt, so zeigten die kirchlichen Körperschaften im besonderen Maße diese Gesinnung. Und die Pastoren dachten nicht anders. Ein positiver Pfarrer hatte auch politisch konservativ zu sein, und in Moabit waren alle Pfarrer positiv... Der positive Parochialverein der Gemeinde... hatte in seinen Statuten die Bestimmung, daß Mitglied des Vereins jeder werden könne, der auf positiv gläubigem und nationalem Standpunkt stünde. Man wird fragen, ob es keine Pastoren gegeben habe, denen es nicht bei dieser engen Verbindung der Kirche mit der Reaktion bange wurde. Gewiß gab es sie, aber nur selten. Die Pastoren gerade der Kirchen in Arbeitervierteln waren alle durch Gemeindevahl in ihr Amt gekommen, und die kirchlichen Körperschaften wählten nur Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein. Daß es dabei gelegentlich auch zu Irrtümern kommen konnte, beweist mein Fall.“³³⁾

Es ist interessant, diese Beschreibung mit einer Darstellung zu vergleichen, die die gleiche Sache behandelt und auch das gleiche Milieu voraussetzt, jedoch beides aus einer ganz anderen Perspektive sieht – aus der des Proletariatskindes, also von außen und von unten. Bruno Theek erzählt über seine Kindheitseindrücke:

„Als eine Institution mit besonderen Aufgaben ist dem Großstadtkind die Kirche weder jemals bewußt geworden noch irgendwie nahegetreten. Gewiß, da überragte den Weddingplatz ein großes Gebäude, die Dankeskirche... Jeden Morgen,

33) Dehn, S. 180

wenn ich zur Schule ging, fiel mein Blick darauf, um die Uhrzeit festzustellen, und am Nachmittag spielten wir wohl in den Anlagen, die sich um sie herumzogen. Aber was in dem Gebäude eigentlich vor sich ging, weswegen es dastand, das wußte ich lange Zeit nicht, das ging mich auch nichts an, das hatte keinerlei Beziehung zu meinem eigenen Leben...

Auch für meinen Vater existierte das alles nicht; er mußte von früh bis spät auf der Arbeitsstelle sein, die Kirche kam nicht zu ihm, und er wollte nichts von ihr, wußte auch offenbar nichts von ihr. Und daß wir einmal mit ihm oder mit der Mutter von solchen Dingen wie Kirche oder Heilsarmee gesprochen hätten, daran kann ich mich nicht erinnern.³⁴⁾

Nun waren die kirchlichen Verhältnisse in Berlin bereits vor dem ersten Weltkrieg sicher in vielerlei Hinsicht extrem. Aber die Kirche im allgemeinen, die Pfarrer im besonderen wurden nicht nur in der Großstadt vielfach als Außenseiter der Gesellschaft empfunden (wenn man das Wort einmal ohne den negativen Unterton hört, der heute im allgemeinen dabei mit-schwingt). Georg Merz erzählt sehr anschaulich, welche Empfindungen er hatte, als der Vater seinen schluchzend vorgebrachten Wunsch, Latein lernen zu dürfen, mit dem Versprechen beantwortete, er wolle den „Nachbapfarrer aus Hohenberg“ bitten, ihm Unterricht zu geben:

„Der Pfarrer von Hohenberg war wie alle anderen Pfarrer, die ich in meiner Jugend kennenlernte, ein Fremdling. Auch er sagte nie zu mir ein Wort. Erwachsene pfl egten damals kaum mit Kindern zu reden. Aber wenn er mit meinem Vater redete, dann hatte ich immer das Gefühl, als wenn Theater gespielt würde. Er kniff die Augen seines bartlosen Gesichtes schier völlig zu, redete mit jener hohen Stimme, die in den Büchern, die ich las, als Fistelstimme bezeichnet wurde, und packte zudem meinen guten Vater ständig beim Rockkragen oder drehte ihm seine Rockknöpfe herum, alles Dinge, die ein normaler Mensch nicht tat... Nein, der Pfarrer von Hohenberg gehörte zu den unheimlichen Gestalten, erst recht seine Frau, die ich nie ohne Schleier sah und die, wenn sie also angetan durch die Dorfstraßen schritt, mir eine der gnädigen Frauen vom Schlosse darstellte, von denen ich gelegentlich in meinen Büchern las. Die Aussicht, daß dieser Mann mir helfen sollte, Latein zu lernen, war mir märchenhaft.“³⁵⁾

Die Sache zerschlug sich zunächst. Der „märchenhafte“ Pfarrer trat von seiner Zusage zurück und verwies die Eltern an den Ortsgeistlichen.

„Nun wußte ich genau, daß es mit meinen Lateinstunden nichts wurde; denn daß unser Pfarrer mich unterrichten würde, das schien mir genauso unmöglich, als daß unser Nachbar vom Schnaps lassen würde. Unser Pfarrer hieß zwar nicht Eugen

und nicht Leopold, er hieß wie ich Georg. Aber er war uns nur mit diesem Namen verbunden, sonst war er dem ganzen Dorf fremd. Wir hatten, wenn er in die Schule kam, um uns zu unterrichten, das Gefühl eines fremden Gastes, und die wunderlichen Gebärden, mit denen er zwischen unseren Bänken einherschritt, gaben uns recht...

Er hatte zwar die kleinste Pfarrei weithin im Lande, und das Dorf meinte, daß er selbst bei der Verwaltung dieser Pfarrei nicht gerade das Maß von Eifer aufbrächte, das man zu fordern berechtigt sei, aber er hatte trotzdem nie Zeit. Was er eigentlich trieb, wußte niemand. Mein Vater pflegte von ihm zu sagen: „Umstandskrämer“, um anzudeuten, daß er den Grundsatz verwirklichte: das Einfache ist dazu gegeben, daß man es möglichst kompliziert erledige. Da dies ihm natürlich sehr viel Zeit und Kräfte kostete, wußte er zunächst nicht, wie er mich unterbringen sollte. Schließlich kam der mich befreiende Vorschlag, ich könnte jeden Abend zu ihm kommen, dann wolle er mich zwischen ½9 und ½11 Uhr unterrichten.“³⁶⁾

Von der Zeit, in der sich Kirche und Pfarrer einem klugen Dorfkinde so präsentierten, meint Otto Dibelius, daß in ihr „noch echte volkshkirchliche Verhältnisse“ geherrscht hätten und:

„In alter Zeit war der Pastor der gegebene Seelsorger für alle inneren Nöte seiner Gemeindemitglieder, oft auch für die äußeren. Wer sich Rat holen wollte, ging ins Pfarrhaus.“³⁷⁾

Manches von dem, was bisher vorgetragen wurde, mag phantastisch klingen, ist aber nicht mehr ganz so erstaunlich, wenn man die gesellschaftliche Funktion der evangelischen Kirche jener Zeit im Auge behält, sowohl wie sie objektiv beschaffen war, als auch wie sie sich als quasi-volkspädagogische Aufgabe dem Selbstverständnis ihrer Amtsträger darstellte. Einiges dazu dürfte bereits aus den zitierten Meinungen von Otto Dibelius deutlich geworden sein. Es wären viele ähnliche Belege anzuführen. Ich beschränke mich auf den Passus aus den Lebenserinnerungen von Ernst von Dryander, in dem er die von Wilhelm II. eingeführten Gottesdienste am Neujahrstage, beim sogenannten „Krönungs- und Ordensfest“ und zum Geburtstag des Kaisers behandelt:

„Die Kaiser-Geburtstagsfeier endlich enthielt eine religiöse Ausprägung des Staatsgedankens, wie er für uns nicht in der Figur eines Eintagspräsidenten, sondern in der Person des Monarchen verkörpert war. Treitschke hat die geschichtlich gebildeten Deutschen gelehrt, daß ‚der Mann, der nicht mit Ehrfurcht zu seinem Staate aufsieht, eine der erhabensten Empfindungen im Leben des Mannes entbehrt‘. Wir blicken, wie Anton Springer, der Kunsthistoriker, in einer Rektoratsrede

34) Theek, S. 48 f.

35) Merz, S. 49 f.

36) Merz, S. 52 f.

37) Dibelius, S. 115

in Straßburg es einmal ausführt, in der Tat ‚mit religiösen Gefühlen‘ zum Staate empor, der mit seiner Forderung der Hingabe an das Ganze nicht nur ‚Schuldigkeiten, sondern Opfer‘ von uns verlangt. Diese evangelische Staatsgesinnung, die sich bei Luther, Friedrich dem Großen und Bismarck gleichmäßig wiederfindet, war auch ganz die des Kaisers. Am sichersten aber sehen wir nach unserer Entwicklung wie nach den besonderen Lebensbedingungen Preußens und Deutschlands diesen Staatsgedanken nicht in wechselnden Parlamentsmehrheiten, sondern in der Person des über allen Parteien stehenden Herrschers geborgen. Damit hatte dieser Gottesdienst sein besonderes Recht... Daß bei diesem Gottesdiensten ein Stück königlichen Prunks entfaltet wurde, ist richtig, war aber um so natürlicher, als gerade hierin ein Stück der Volksgeschichte mit seiner Kultur in die Erscheinung tritt. Nicht das Vorhandensein, sondern das Fehlen dieses Prunks wäre anstößig gewesen und hätte würdelos unsre Geschichte verleugnet, wie denn heute mit dem königlichen Glanz vielfach auch der Sinn für äußere Würde in einer Weise verschwunden ist, die unsere Stellung unter den Völkern sicher nicht fördert.“³⁸⁾

Soviel zur Situation der Gesellschaft und zur Rolle von Kirche und Theologie in der „Welt vor 1914“.

II.

Der erste Weltkrieg richtete in Theologie und Kirche schwerste Verwüstungen an. Darüber und besonders über die Haltung der evangelischen Theologen während des Krieges wurden im vorigen Jahr anlässlich der 50. Wiederkehr des Tages, an dem er ausbrach, einige Spezialuntersuchungen veröffentlicht.³⁹⁾ Wie der Krieg sich in den Lebenserinnerungen von Theologen widerspiegelt, muß hier im wesentlichen übergangen werden. Freilich ziehen sich die Spuren, die er hinterließ, durch viele Reflexionen über die Zeit der Weimarer Republik. So schreibt etwa Bruno Doehring — und ich erinnere noch einmal daran: er hat seine Erinnerungen 1952 veröffentlicht! —:

„Das Kriegsgewitter brach los. Fünfundzwanzig Jahre war der Kaiser mit Erfolg bemüht gewesen, seinem Volk den

³⁸⁾ Dryander, S. 208 f.

³⁹⁾ z. B.: Wilhelm Niemöller: „Evangelische Verkündigung in zwei Weltkriegen“ (Junge Kirche, 10/1964, S. 567 ff.), Wolf-Dieter Marsch: „Politische Predigt zum Kriegsbeginn 1914/15“ (Evangelische Theologie, 10/1964, S. 513 ff.), Gottfried Kretzschmar: „Die Kriegspredigt“ (Glaube und Gewissen, 9/1964, S. 165 ff.), Walter Bredendiek: „Die evangelische Kirche und der ‚Geist von 1914‘“ (Stimme der Gemeinde, 18/1964, Sp. 553 ff., und Evangelisches Pfarrerberblatt, 20/21/1964, S. 306 ff.)

Frieden zu erhalten. Jetzt zog er, nicht weil er wollte, sondern weil er mußte, das Schwert. Wie ein Mann stand die Nation hinter ihm. Es verdient allen Geschichtsklitterungen gegenüber als unumstößliche Wahrheit der Nachwelt überliefert zu werden, daß es damals auf Kanzeln und Universitätskathedern ohne den geringsten Einschlag von Chauvinismus einmütig erscholl: Dieser Krieg ist unsere sittliche Pflicht!

... Dem von heiliger Begeisterung durchlohten Beginn des Abwehrkrieges 1914–18 steht das gott- und geistlose Ende, das er nahm, aufs krasseste gegenüber. Die mehr als drei Jahrzehnte, die seither verflossen sind, tragen das Kainszeichen des 9. November 1918 an der Stirn. Aus der gifthaltigen Quelle, die an jenem unglückseligen Tage frevelhaft angebohrt wurde, ist das Übermaß von Unheil und Elend geflossen, in dem wir heuer zu ersticken drohen...

Ich habe an meinem bescheidenen Teil während des ersten Weltkrieges mich unablässig bemüht, in Wort und Schrift deutlich zu machen, daß die sittlichen Kräfte, deren wir bedürfen, um dies gewaltige Ringen gegen eine Übermacht durchzustehen, nirgend anders als in dem lebendigen Gott ihre Quelle hätten. Ich habe Front und Heimat angefeht: Vergeßt nicht, daß ihr bestimmt verloren seid, wenn die seelischen Energien euch ausgehen; tragt Hunger und Leid mit echtem Gottesmut! So daß ich mit gutem Gewissen, als die Katastrophe erfolgt war, meinem Predigtband aus dem Jahre 1918 das Jesuswort als Titel geben konnte: ‚Ihr habt nicht gewollt!‘

Fortan galt es, die zerschlagenen Gemüter mittels Predigt und Seelsorge in die Höhe zu reißen, sintemal man an den Fingern abzählen konnte, daß unendlich schwere Jahre vor uns lagen. Als sie kamen, habe ich den Deutschen aller Deutschen, Martin Luther, mit seiner unvergleichlich tiefen Bibelfrömmigkeit zur Hilfe gerufen. Und seiner bediene ich mich bis auf den heutigen Tag als einer nicht auszuschöpfenden Fundgrube für meine Wirksamkeit auf der Kanzel und dem Universitätskatheder.“⁴⁰⁾

Auch dafür, was viele evangelische Theologen in den Jahren der Weimarer Republik darunter verstanden, „die zerschlagenen Gemüter mittels Predigt und Seelsorge in die Höhe zu reißen“, findet man in Doehrings Autobiographie einen Beleg, der es verdient, zitiert zu werden. Zur Eröffnung des deutschen Reichstages und des preussischen Landtages im Jahre 1925 predigte er über Joh. 15, 5 — „Ohne mich könnt ihr nichts tun“ — folgendermaßen:

„— Und nun richte ich die große Anfrage an euch, ihr Jesusjünger unter den Regierungsleuten und den Volksvertretern: was gedenkt ihr zu tun angesichts der zum Himmel schreienden Scham- und Herzlosigkeit, mit der Vampire unserem sterbenden Volk das letzte Blut aus den Adern saugen? Was

⁴⁰⁾ Doehring, SS. 84, 94 f., 97 f.

gedenkt ihr zu tun gegenüber jenem ekelhaften Geschmeiß, das sich zynisch genug in den offenen Wunden unserer Nation eingenistet hat und von Wucher und Betrug sich mästet... Im Namen Jesu Christi rufe ich euch auf: holt den Prügelstock hervor und nehmt ein Gesetz an, daß die Nichtswürdigsten aller Nichtswürdigen... öffentlich ausgepeitscht werden. Sind wir nun einmal in der neuen Zeit unter das Zeichen des Gummiknüttels geraten, was will's besagen, wenn er nur auf den Rücken einiger Demonstranten, die nicht schnell genug den Platz räumen, niedersaust, während er jene Halunken nicht trifft, die mit eklem Judaslohn unser armes Volk auf die Gasse hetzen! Schlagt zu, aber im wahrsten Sinne des Wortes! Seid unbarmherzig aus Barmherzigkeit! Wer Gottes Wort nicht hören will mit Güte, der muß den Henker hören mit der Schärfe'...

Freilich, und nun sage ich's zum letztenmal, gerade an diesem Punkt werdet ihr die Wahrheit des Wortes Christi am schärfsten erfahren: 'Ohne mich könnt ihr nichts tun.' Nur eine Handvoll Männer, die dieses Wort beherzigen, und du, mein heißgeliebtes Vaterland, wärest gerettet!⁴¹⁾

Als so gepredigt wurde, formierte sich bereits die „Handvoll Männer“, die entschlossen waren, mit Prügelstock und Gummiknüttel zu regieren, zuzuschlagen und auch an allen denen zum Henker zu werden, für die Menschenverbrüderung und Völkerverständigung keine demagogischen Phrasen waren...

Töne, wie sie Doehring anschlug, waren nicht allgemein. Aber weit verbreitet unter evangelischen Theologen war die hinter ihnen stehende Einstellung zur Republik und der Wunsch, wenn irgend möglich, ein autoritäres Regime an ihre Stelle zu setzen. In den Lebenserinnerungen von Wurm und Keßler, von Dibelius und Heim gibt es dafür zahlreiche Belege.

Ich muß sie übergehen und will gleich die Situation darstellen, wie sie sich aus der Perspektive derer darbot, die bereits nach 1918 Krieg und Nachkrieg als Gericht über den bisherigen Weg von Christen und Kirchen verstanden und die entschlossen waren, „ein Neues zu pflügen“.

Die Zahl der Theologen, die politisch links standen, war nach 1918 ein wenig größer als vor 1914. Aufs Ganze gesehen, blieben sie jedoch eine kleine Minderheit, und vor allem: sie blieben von jedem maßgeblichen Einfluß ausgeschaltet.

Emil Fuchs schildert erschütternd die Lage derer, die versuchten, sich dem verhängnisvollen Zug des Chauvinismus und Revanchedenkens entgegenzustemmen. Das Kapitel seiner Lebenserinnerungen, in dem die folgenden Sätze stehen, trägt die Überschrift „Vereinsamung“:

41) Doehring, S. 157 ff.

„Mir war deutlich geworden, daß der Krieg, die furchtbare Zermürbung unseres Volkes, die er offenbart und verstärkt hatte, und die bittere Niederlage mit all ihren Folgen und allem, was sie an Versagen zutage brachte, eine Zeit unbedingter Entscheidung eröffnet hatten.

In gewaltigsten Ereignissen war unser Volk vor die Frage gestellt, ob es nun in einer mächtigen Zusammenfassung aller seiner ethischen Kräfte das überwinden werde, was in ihm Gerechtigkeit, Wahrheit, Gemeinschaft und Güte zerstörte, oder ob es auf dem Wege jenes egoistisch-materialistischen Getriebes und aller jener selbstsüchtigen Behaglichkeiten der Vorkriegszeit weiterschreiten, alle Ungerechtigkeiten und Lügen festhalten und so der wachsenden geschichtlichen Beanspruchung und Aufgabe mit völlig ungenügenden Kräften entgegenzutreten werde...

Mir war es, als stünde unser Volk an einem ähnlichen Wendepunkt seiner Geschichte wie Israel zur Zeit des Propheten Jeremia. Jerusalem war von Babylon erobert, ein Teil des Volkes weggeführt. Jeremia rief es zu einer völligen Umstellung seines gesamten Miteinanderlebens und seiner Einstellung zu Babylon auf... Da es diese Botschaft ablehnte und untereinander im alten Hader wirtschaftlicher Selbstsucht, nach außen im alten Geiste des Machtbegehrens lebte, kam es zur zweiten endgültigen Zerstörung.

Man kann das als Illusion eines durch das Lesen der Bibel verwirrten Theologen nehmen und sagen, daß es sich als Illusion hat erweisen müssen. Man muß aber verstehen, daß ein Mann, der die Dinge so schaute, innerlich in stärkster Notwendigkeit gezwungen war, zu dieser Umgestaltung der Gesellschaft zu rufen, ihre Falschheiten und Lügen aufzuzeigen und mit klarer Energie auf alles zu deuten, was ein Versagen dieser Aufgabe gegenüber war, was aus dem alten Geiste materialistischer Selbstsucht und Verantwortungslosigkeit kam.

Nun sah ich, wie selbst mir nahestehende Menschen, wie vor allem die Kirche, ihre Führer und Gemeinden wieder in den Geist jenes bequemen Gehen- und Laufenlassens zurück-sanken, in dem man alles Gestalten ‚den dafür Verantwortlichen‘ überläßt und völlig darauf verzichtet, zu einer wahrhaft christlichen Gewissenshaltung zu rufen und an der Ausbildung einer solchen zu arbeiten. So mag mein Hinweisen und Mahnen und Tadeln manchmal mehr Schärfe gewonnen haben, als notwendig war. Es war fast ein Stück Verzweiflung darin, daß man so deutlich sah, wie dringend das alles geschehen müsse und wie wenig es geschah. Wenn ich heute zurücksehe, scheint es mir fast, daß ich eher durch zu große Vorsicht als zu großes Drängen gefehlt habe.

So entstand in den kirchlichen Kreisen von Eisenach eine wachsende Bitterkeit gegen mich. Immer öfter geschah es daß jemand unter Protest meinen Gottesdienst verließ. Freunde sprachen mit mir und warnten mich. Ein immer größerer Teil

meiner alten Freunde kam nicht mehr zu meinen Gottesdiensten.

Dieses rapide Abnehmen meiner Gottesdienstbesucher war vielleicht mit das schwerste. Ich bin durch Monate sonntagsmorgens in die Kirche gegangen mit der Frage: „Wann wird keiner mehr kommen?“ Ich wußte, daß dann die Zeit gekommen sein würde, da ich freiwillig aus dem Pfarramte gehen müßte. Denn das war mir klar, daß man nicht Pfarrer sein kann, wenn man keine Gottesdienstbesucher mehr sammeln kann. Was dann werden sollte, wußte ich nicht. Ich war mir nur klar, daß ich mir schon ein anderes Wirkungsfeld würde schaffen können.

Aber zu diesem Äußersten kam es nicht. Gerade, als man dachte, nun ist es soweit, begann ein langsames Wachsen. Die anderen, die ein solches Christentum ersehnten, das neue Weltgestaltung im Geiste Jesu Christi forderte, begannen zu kommen. Ich habe von da ab eine immer noch kleine, aber treue Schar von Gottesdienstbesuchern gehabt... Das trug mich durch die kommenden Schwierigkeiten. Nun wußte ich, daß das Schlimmste überwunden sei, obwohl das äußerlich Schlimmste noch kommen sollte.⁴²⁾

In einem anderen Zusammenhang schreibt Emil Fuchs:

„Mein Eintritt in die Sozialdemokratische Partei wurde von vielen meiner Freunde nicht verstanden. Das war mir verständlich. Ich hatte bis zum Ende des Krieges auf dem Standpunkt gestanden, daß ein Pfarrer sich außerhalb der Politik halten solle. Auf ihm stand ich auch noch, obwohl mir deutlich geworden war, daß ein Pfarrer die großen politischen Fragen durcharbeiten müsse – allerdings nicht unter den Gesichtspunkten politischer Machtbildung, sondern unter denen ethischer Gesinnungsbildung und Verantwortung aus dem Geiste Jesu Christi. Nie habe ich da meine Meinung geändert. Ich habe nie anderes gewirkt und gewollt, als das Ringen um diese Fragen auf möglichst viele Menschen zu übertragen...

Mit ganz schwerem Herzen ging ich diesen Weg, der mich vielen entfremdete, der sehr viele Vorurteile gegen mich weckte, der aber der einzige war, der versprach, nach der anderen Seite hin die Türen zu öffnen, durch die allein das dort eingehen konnte, was so dringend nötig war für die Zukunft. Wie schwer der Schritt war und wie Schweres er mit sich brachte, versteht nur der, der nachfühlen kann, daß man sich nach der Seite des Bürgertums damit fast völlig isolierte und nach der anderen Seite keinen Anschluß fand. Durch Jahre wurde ich hier mit unbedingtem Mißtrauen und Ablehnung behandelt, bis die Kämpfe das änderten und das wachsende Zutrauen der einfachen Menschen mir eine Stellung gab.“⁴³⁾

Theologieprofessoren, die für die Republik eintraten oder die gegen Revanchismus und Deutschnationalismus aufstanden, er-

⁴²⁾ Fuchs II, S. 125 ff.

⁴³⁾ Fuchs II, S. 140 f.

lebten nichts anderes als die wenigen Pfarrer, die das taten. Otto Baumgarten berichtet:

„Als ich im Sommersemester 1925 meinen akademischen Gottesdienst wieder begann, predigte ich vor leeren Bänken. Das war die Quittung für mein Verhalten bei der Reichspräsidentenwahl.

... Als ich im Frühjahr 1925 ... in Stuttgart ... erfuhr, wie große Anstände republikanisch und demokratisch gesinnte Protestanten gegen die von den Parteien der Weimarer Koalition aufgestellte Kandidatur des Zentrumsführers Marx – damals war die Kandidatur Hindenburg noch nicht aufgestellt – zu überwinden hatten, schrieb ich, vielen als alter Gegner des Ultramontanismus bekannt, in der Frankfurter Zeitung vom 7. April 1925 den vielbeachteten und, wie ich anzunehmen Grund habe, nicht unwirksamen Artikel: ‚Trotz allem für Marx‘...

Nicht anders lag es bei der noch ärgerlicheren Bekämpfung der im letzten Stadium von ausgesprochenen Feinden der Republik und Demokratie erfundenen Kandidatur Hindenburgs... Ich zweifelte nicht an der Tendenz dieser Kandidatur, die ebenso unseren auswärtigen Kredit wie die Einheit von Arbeiterschaft und Bürgertum bedrohte, als ich in der Kieler Zeitung vom 11. April 1925 folgenden Artikel veröffentlichte: ‚Die Kandidatur Hindenburgs ein nationales Unglück‘:

... Was soll und kann denn diese symbolisch-dekorative Kandidatur nach innen und außen bedeuten? ... Was wird das Ausland aus der Aufrichtung dieses höchst bedeutsamen Symbols schließen? Zweifellos den Fortbestand der militaristischen Einstellung des deutschen Volkes, wenn nicht gar die Tendenz auf Wiederherstellung der kriegerischen Monarchie. Alle Bemühungen um Herstellung des Weltfriedens und Annäherung der Völker in wirtschaftlichem Wettbewerb würden scheitern an dem unüberwindlichen Mißtrauen gegen die Friedensgesinnung des Siegers von Tannenberg...

Es ist ja völlig undenkbar, daß die Arbeiterschaft im weitesten Sinn sich um den Kriegshelden des verlorenen Weltkrieges scharen wird. Wir hören schon die heftigsten Tiraden gegen den ‚Platzhalter Wilhelms II.‘, und auch in den Kreisen des Zentrums und der Demokratie wird die Wahlschlacht nicht umhinkönnen, die tiefsten Klüfte zwischen den Anhängern von Einst und Jetzt, von Kriegs- und Friedensgesinnung, von Revanche- und Versöhnungspolitik aufzureißen... Nein, ein größeres nationales Unglück konnte uns nicht begegnen als diese... Kandidatur des obersten Repräsentanten des alten monarchistischen, militaristischen Deutschland.

Auf der Rückreise von Berlin erhielt ich die dringende Aufforderung, in einer großen Wahlversammlung in Altona, die am Sonntag vor der Wahl stattfand, als demokratischer Redner für Marx und gegen Hindenburg mitzuwirken...

In Kiel erregte mein Auftreten für den Katholiken und gegen den Volksheros eine so große Entrüstung, daß einer Freundin von einem Offizier der Reichswehr Warnungen erteilt wurden, es könne mir ergehen wie Rathenau, und daß ein Mitglied des Reichsbanners mich auf allen Wegen begleitete.“⁴⁴⁾

Geradezu symptomatisch aber wurde Anfang der dreißiger Jahre der „Fall Dehn“. An ihm ließ sich genau ablesen, wo damals Kirche und Theologie, Studenten und Konsistorien standen. Dehn war Ende November 1928 gebeten worden, im Gemeindesaal der Ulrichskirche in Magdeburg einen Vortrag über „Kirche und Völkerversöhnung“ zu halten. In seinen Lebenserinnerungen referiert er zunächst seine damalige Einstellung zum Pazifismus, um dann fortzufahren:

„Vermutlich hätte man meine Ausführungen, wenn auch leise beunruhigt, hingenommen, wenn ich es nicht für nötig gehalten hätte, eine Anzahl konkreter Anweisungen für das rechte christliche Verhalten dem Kriege gegenüber zu geben. Etwa, man solle mit allen Friedensgesinnten, auch Nichtchristen, gegen den Krieg zusammenstehen. Man solle die Kinder im Geist der Friedensgesinnung erziehen und auch die Geschichts- und Lesebücher von der in ihnen üblichen Heldenbegeisterung reinigen. Man solle auch die Militärgeistlichkeit abschaffen, die geistliche Versorgung der Soldaten müsse durch Zivilgeistliche erfolgen, die freier in ihrer Verkündigung seien als die Militärfarrer. In diesem Zusammenhang sind dann auch die Sätze gefallen, die weithin Ärgernis erregt haben. Ich hatte gesagt: ‚Es ist allgemein üblich, daß von der Kirche der Tod fürs Vaterland unter den Gesichtspunkt des reinen Opfertodes gestellt wird, unter das Bibelwort: ‚Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde‘ (Ev. Joh. 15, 13). Wir wollen ganz gewiß diesem Tod seine Würde und auch seine Größe lassen, aber ebenso gewiß wollen wir auch die Wahrheit sagen. Es wird bei dieser Darstellung eben außer acht gelassen, daß der, der getötet wurde, eben auch selbst hat töten wollen. Damit wird die Parallelisierung mit dem christlichen Opfertod zu einer Unmöglichkeit.‘ Im Anschluß daran sollte man auch die Frage erwägen, ob es richtig sei, den Gefallenen Denkmäler in den Kirchen zu errichten. Sollte man dies nicht vielmehr der bürgerlichen Gemeinde überlassen?

So habe ich damals gesprochen. Aber die nachfolgende Diskussion ließ bald erkennen, daß die im Gemeindesaal versammelten Christen etwas ganz anderes erwartet hatten. Was hatten sie eigentlich erwartet? Der Vortrag sollte von Kirche und Völkerversöhnung handeln, und dazu waren sie gekommen. Aber im Grunde wollten sie von Völkerversöhnung gar nichts wissen. So mußten sie wohl damit gerechnet haben, daß der Vortragende sich strikt gegen Völkerversöhnung als ein höchst trügerisches Unternehmen aussprechen werde...

44) Baumgarten, SS. 463 f., 467 ff.

Davon redete die übliche Zeitungsphraseologie. Nun aber hatten sie davon nichts vernommen, und allerlei Wendungen waren gefallen, die sie mit Mißtrauen erfüllten. Der Vortrag war rein theologisch gedacht, aber sie deuteten ihn sofort direkt politisch, und ich erschien ihnen als eine fragwürdige Gestalt...⁴⁵⁾

Ich war kein Pazifist, noch weniger ein Marxist, wie sollte ich auch? Ich war auch kein verbohrter Fanatiker, ich war ein Theologe, der sich bemühte, mit der schweren Problematik von Volk, Staat, Krieg und Evangelium fertig zu werden.“⁴⁶⁾

Aber was nutzte es, das zu betonen? Dehn galt seitdem bei den Nationalisten als der Mann, der die Gefallenen „Mörder“ genannt hatte. Junge Mädchen und ehemalige Offiziere beschwerten sich über ihn beim Konsistorium.

„Die Antwort der Behörde ließ lange auf sich warten. Sie kam endlich Ende Juli 1929, gleichzeitig an mich wie an die Beschwerdeführer. In dem Schreiben, das ich erhielt, ging die Behörde auf die Problematik der Sache überhaupt nicht ein, sondern nur auf die Art und Weise, in der ich sie vertreten hatte. Die Wahrheitsfrage spielte gar keine Rolle, sondern das, was ich gesagt hatte, wurde nur unter dem Gesichtspunkt des rechten Taktes und des geeigneten pädagogischen Vorgehens beurteilt. Und hier erhielt ich dann allerdings keine gute Zensur. Ich hätte, so hieß es, Worte gebraucht, die zu bedauerlichen Mißverständnissen geführt hätten und ‚vielleicht auch führen mußten‘. Ich hätte mich einer Schärfe bedient, die ‚gerade bei einem Pfarrer in solcher Stunde nicht zu billigen ist‘. ‚Wir bedauern‘, so heißt es dann zum Schluß, ‚daß Ihr Verhalten in weiten urteilsfähigen Kreisen große Erregung hervorgerufen und den allgemeinen kirchlichen Interessen geschadet hat.‘ Endlich wird der Erwartung Ausdruck gegeben, daß ich in Zukunft größere Vorsicht und Besonnenheit zeigen werde... So waren damals die kirchlichen Oberen. Sie gaben sich zufrieden, wenn nur nicht die Ruhe gestört wurde...

In dem mir zugegangenen Bescheid war hervorgehoben worden, daß es ‚urteilsfähige Kreise‘ gewesen seien, die an meinen Ausführungen Anstoß genommen hatten. Ach, wenn sie doch nur urteilsfähig gewesen wären! In meinem Fall waren sie lediglich Menschen, die ohne weitere Überlegungen einfach ihren nationalen Emotionen folgten, obwohl sie doch durchweg kirchliche Leute waren, die auch ein wenig theologischen Reflexionen hätten Raum geben müssen.“⁴⁷⁾

Das war aber nur ein Vorgeplänkel. Die eigentliche Explosion erfolgte, als Dehn Ende 1931 als Professor nach Halle berufen wurde. Er erinnert sich der ersten Vorlesung, die er hielt:

45) Dehn, S. 254 f.

46) Dehn, S. 270

47) Dehn, S. 257 ff.

„Als ich eintrat, erhob sich ein gewaltiges Getrampel, und einen Augenblick dachte ich: Das sind ja alles meine Freunde! Aber darin wurde ich sogleich bitter enttäuscht. Das Getrampel hörte nicht auf und wurde nur durch Johlen und Pfeifen unterbrochen... Das ganze Treppenhaus der Universität war gedrängt voll von Studenten, wie auch der ganze Platz vor dem Gebäude von ihnen besetzt war. Sie sangen draußen und drinnen, schließlich auch im Hörsaal ‚Burschen heraus‘ und das Deutschlandlied. In Sprechchören wurde gerufen: ‚Dehn, raus!‘ oder ‚Schmeiß ihn raus!‘, bisweilen sogar: ‚Dehn verrecke!‘ Kleine Gruppen riefen dazwischen: ‚Dehn hoch!‘, was wenig nützte. Ich las weiter, versuchte es auch mit dem Anschreiben meiner Thesen an die Tafel, aber damit kam ich nicht weit.

In der Mitte der Stunde trat der Vorsitzende der Deutschen Studentenschaft in den Raum und meldete dem Rektor, er könne die draußenstehenden Studenten nicht mehr halten. Aubin wies ihn ab. Die Tür zum Hörsaal wurde verschlossen, was zur Folge hatte, daß sie mit gewaltigem Getöse eingetreten wurde. Nun strömten die Studenten herein, und es drohte zu Handgreiflichkeiten zu kommen. Ich hatte auf einmal eine Leibwache. Gut dreißig meiner Hörer drängten sich um mich, und das waren nun wirklich meine Freunde, die mich schützen wollten. Da erschien plötzlich Polizei, von mir gewiß nicht gerufen. Sie sorgte, ohne Anwendung des berühmten Gummiknüppels, wenigstens vorübergehend für Ordnung. Eine Verhaftung wurde nicht vorgenommen. Es ist in dem ganzen hallischen Universitätskonflikt niemand festgenommen worden...

Die Polizei ging wieder, der Lärm hörte aber keineswegs auf. Ich wich nicht vom Katheder, bis die Stunde zu Ende war. In Begleitung des Rektors ging ich durch einen Nebenausgang ins Freie, wo mich ein Auto abholte und in meine Wohnung brachte. Dort bin ich stets unbehelligt geblieben, obwohl man mich ernstlich vor sogenannten Rollkommandos gewarnt hatte. Auch riet man mir, ich solle mich nicht an meinen Schreibtisch setzen, man könne mich dort – wir wohnten parterre – gut von außen erkennen, und es könne einem Fanatiker einfallen, einen zweiten Karl Ludwig Sand zu spielen und mich mit einem Schuß durch das Fenster zu erledigen.⁴⁸⁾

Was ist aus solchen Beschreibungen und Erinnerungen zu lernen? Vor allem, scheint mir, wird aus ihnen klar, daß das verbreitete Bild von der Stellung und Haltung der Kirche in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg nicht stimmt. Die landläufige Meinung über die Theologie und Kirchengeschichte dieser Jahre besagt doch etwa, daß durch die Luther-Renaissance und vor allem durch die dialektische Theologie der sogenannte „Liberalismus“ überwunden und ein neues Verständ-

⁴⁸⁾ Dehn, S. 272 f.

nis des Evangeliums ermöglicht worden wäre. Dieses Bild ist ein Phantom. Nicht eine Art unaufhaltsamer Siegeszug der dialektischen Theologie war charakteristisch für die Wirklichkeit der Kirche in den zwanziger Jahren, sondern der „Nationalismus der Niederlage“, der die meisten Pastoren beherrschte und der in den Gemeinden kaum weniger stark verbreitet war. Daß die Proteste dagegen vor allem von Männern erhoben wurden, die der sogenannten „liberalen“ Theologie viel verdanken, sollte mindestens nachdenklich stimmen. Ich halte das ganze geräuchliche Schema von „liberaler“ und „dialektischer“ Theologie, von „Synthese“ und „Diastase“ für unbrauchbar zur Analyse dieser Zusammenhänge. Warum ich dieser Meinung bin, kann ich hier nicht weiter entwickeln; ich wollte es aber wenigstens gesagt haben.

*

Im Frühjahr 1933 traten die Elemente und Faktoren offen zutage, die vierzehn Jahre lang in der Kirche rumort hatten. Evangelische Christen aller Richtungen zogen hinter dem „Fahnenwagen der nationalen Erhebung“ her, „und der ‚Tag von Potsdam‘ war für alle, von Nord bis Süd und Ost bis West, ein mächtiges Symbol des ‚Umbruchs‘, eine ‚Wendung durch Gottes Fügung‘“, schreibt Karl Kupisch.⁴⁹⁾ Daß das eher unter- als übertrieben ist, kann man bei Keßler nachlesen, der den 21. März 1933, den sogenannten „Tag von Potsdam“, so beschreibt:

„Meine Freude war groß, als ich in Dresden hörte, daß mein altes Potsdam zum Schauplatz der feierlichen Proklamation des Dritten Reiches bestimmt worden sei; nicht Berlin mit seinem Lärm und Gedränge, sondern das stille, abgelegene Potsdam, die Stadt, in der die Fundamente für den preußischen Staat gelegt wurden, in der die ‚Wachtparade‘ sich auswuchs zur siegreichen Armee. Und noch höher schlug mein Herz, als ich vernahm, daß das neue Reich seine Weihe, gleichsam seine Taufe erhalten sollte in meiner lieben alten Garnisonkirche. Von meinem Amtskollegen erfuhr ich, daß Adolf Hitler kurz zuvor die Kirche besichtigt und, ergriffen von der Erhabenheit und Denkwürdigkeit dieser Stätte, entschieden habe: hier und nirgends anders! Meine Freude erreichte aber ihren Gipfelpunkt, als ich von Hindenburg persönlich eingeladen wurde, der Feier beizuwohnen; und so kam ich, ohne es zu wollen, als letzter überlebender Hofprediger und Garnisonpfarrer der Vorkriegszeit in den engeren Kreis und konnte die unmittelbarsten Eindrücke gewinnen...

Was soll ich von dem Staatsakt selber sagen? Es gibt Kunstwerke, die lassen sich nicht beschreiben, man muß sie

⁴⁹⁾ Karl Kupisch: Protestantische Perspektiven (Berlin 1957), S. 46 f.

erfühlen. So gibt es auch Höhe- und Feierstunden, die kein Bild, keine Beschreibung, auch kein Radio ganz wiedergibt; man muß sie erleben. Eine solche Stunde erlebten wir jetzt. War es die Heiligkeit der Stätte, die uns berührte? War es die große Vergangenheit, die zu uns sprach? War es die schicksalhafte Gegenwart, die wir mit erlebten? Die neue Zukunft, die wir ahnten? War es das Gefühl einer wundersamen Verbundenheit aller untereinander? Waren es die beiden Reden, denen wir lauschten und die wie Fanfarenklänge eine neue Epoche deutscher Geschichte verkündeten? Das alles und noch so manches andere mag zusammengewirkt haben, um diese Feierstunde zu einem einzigartigen Erlebnis zu gestalten... Sie war ein religiöses Bekenntnis. Das kam schon dadurch zu sichtbarem Ausdruck, daß es in einem Gotteshaus abgelegt wurde, das ganz und gar in seinem kirchlichen Charakter belassen worden war und um dessen Mittelpunkt, den Altar mit Kreuzifix, Leuchtern und Bibel, sich die Männer der Regierung gruppieren. Damit sollte doch gesagt werden: Wir wollen einen christlichen Staat haben. Unser deutsches Volk soll neu aufgebaut werden auf dem alten, heiligen Fundamente der Religion. Die Religion muß dem Volke geschützt und erhalten und, wo sie verlorengegangen ist, zurückerobert werden. Wir wollen ‚mit Gott‘ in den neuen Abschnitt deutscher Geschichte gehen. ‚Mit unserer Macht ist's nicht getan‘, aber ‚mit Gott wollen wir Taten tun‘.⁵⁰⁾

Als Keßler 1935 seine Lebenserinnerungen veröffentlichte, waren bereits genug „Taten“ geschehen. Sozialdemokraten, Kommunisten, auch schon evangelische Theologen waren in den Folterhöhlen der Nazis mißhandelt oder ermordet worden. Die Juden waren zu Parias erklärt. Am 30. Juni 1934 waren Massenmorde begangen worden, ohne daß es für sie auch nur noch den Schein des Rechts gegeben hätte. Aber immerhin — Keßlers Buch ist in der Nazizeit erschienen. Das entschuldigt seine Tendenz nicht, es erklärt sie allerdings zum guten Teil.

Noch aufschlußreicher aber ist zweifellos die Darstellung über den Beginn der Naziherrschaft in Büchern, die nach 1945 erschienen sind. Wurm erinnert sich:

„Als im Januar 1933 Hindenburg sich zur Berufung von Hitler als Reichskanzler an die Spitze eines nationalen Kabinetts entschloß, da glaubte man doch auch in kirchlichen Kreisen, diese Wendung begrüßen und von ihr eine günstige Wirkung auf das Ganze des Volkes erwarten zu können. Die Nationalsozialisten hatten bisher die kirchenfeindliche Agitation des marxistischen Freidenkertums entschieden bekämpft, so daß wirklich Grund vorhanden war zu der Hoffnung, es werde nun anders werden, und diese Hoffnung schien auch in Erfüllung zu gehen, denn es setzte eine entschiedene

⁵⁰⁾ Keßler, SS. 227, 229 ff.

Bewegung zur Zurücknahme des Kirchenaustritts ein, besonders in Norddeutschland.“⁵¹⁾

Bei Dibelius klingt es ganz ähnlich wie bei Wurm:

„Von der Machtergreifung am 30. Januar mit dem Fackelzug durch das Brandenburger Tor erfuhr ich aus der Zeitung. In Berlin ist das so, daß man von Revolutionen, die in der Stadt gemacht werden, erst aus der Zeitung erfährt.

Die Nachricht war aufregend. Aber die Kirche war noch nicht unmittelbar gefordert. Wir mußten abwarten. Zwischen der Machtergreifung und den Reichstagswahlen vom März war Zeit genug, zu erwägen, was von der Zukunft zu erwarten sei.

Es gab Anzeichen, die Gutes zu versprechen schienen. Die ganze sittliche Verlotterung, die sich gegen Ende der Weimarer Zeit in Deutschland breitgemacht hatte, war mit einemmal verschwunden. Wir wohnten auf dem Fichteberg in Steglitz, in einer grünen Oase im steinernen Meer der Großstadt. Meine Kinder hatten es längst nicht mehr gewagt, in der Dunkelheit allein über den Berg zu gehen. Zuviel Gesindel trieb sich dort umher. Das war mit einem Schläge vorbei. Die ‚Nacht der langen Messer‘, die die Nationalsozialisten angekündigt hatten, kam nicht. Vereinzelt Nachrichten, daß man Juden mißhandelt habe, drangen an unser Ohr, aber viel zu unbestimmt, als daß man etwas hätte unternehmen können. Die Zustände im Deutschen Reichstag waren so hoffnungslos verwirrt gewesen, daß etwas Neues hatte kommen müssen. Und wenn Adolf Hitler auch das nicht war, was wir uns gewünscht hätten — er war zumindestens ein energischer Mann, der mit den Kommunisten wohl fertig werden konnte... Daß jetzt jemand an die Spitze kam, der sich von den Westmächten nicht ebenso schmählich behandeln lassen würde, wie die Reichskanzler vor ihm fünfzehn Jahre lang behandelt worden waren, konnte mit Hoffnung erfüllen.“⁵²⁾

Der Kirchenkampf seit dem Sommer 1933 schuf dann neue und z. T. andere Konstellationen, und es ist durchaus berechtigt, wenn man gesagt hat: „In dem, was in der Bekennenden Kirche zwischen 1933 und 1945 geschah, hat der deutsche Protestantismus auf einer ganz schmalen Linie gesüht, was aus seiner Vergangenheit an ungerer Last auf ihm lag.“⁵³⁾ Nur tut man beim Lesen solcher Urteile gut daran, den Akzent so zu setzen, daß betont wird: „auf einer ganz schmalen Linie“. Die Bekennende Kirche selbst war immer eine kleine Minderheit. Fragen, die für die Authentizität der Verkündigung grundsätzlich wichtig waren, blieben auch in ihr noch immer liegen. Christen, die politisch links standen, ging es günstigstenfalls so wie Günther Dehn:

⁵¹⁾ Wurm, S. 86

⁵²⁾ Dibelius, S. 169 f.

⁵³⁾ Kupisch, a.a.O., S. 47

„Natürlich rechnete ich mich sofort zur ‚Bekennenden Kirche‘ (BK). Das war für mich keinen Augenblick zweifelhaft. Wohin hätte ich denn sonst gehen sollen, wenn nicht dorthin? Aber es war immer die Frage, ob man mich haben wollte. Gewiß, als schlichtes Mitglied, aber auch irgendwo an verantwortlicher Stelle, öffentlich auftretend, den Gang der Dinge mitleidend? Davon konnte zunächst keine Rede sein. Durch den ‚Fall Dehn‘ war ich leider bekannter geworden, als mir lieb sein konnte. Auch in der BK sahen mich anfangs die Pastoren, die ja alle in ihrem politischen Denken stark national geprägt waren, mit Mißtrauen an. Man konnte sich mit mir nur allzuleicht kompromittieren. So habe ich auch an keiner Synode teilgenommen, nicht einmal als Zuhörer. Nur der Synode von Dahlem habe ich als Gast beigewohnt, und auch das nicht ohne Schwierigkeiten. Der Leiter, Präses Koch aus Westfalen, wollte mich nicht zulassen. Vielleicht fiel ihm ein, daß er noch vor zwei Jahren als deutschnationaler Abgeordneter im Preußischen Landtag heftig gegen mich aufgetreten war. Es bedurfte der energischen Fürsprache von Heinrich Vogel, daß er mich zuließ.“⁵⁴⁾

Wie gesagt: Das war noch ein günstiger Ausgang. Erich Hertzsch, heute Professor für praktische Theologie und Dekan der Theologischen Fakultät in Jena, hat mir erzählt, leitende Männer der BK hätten es immer abgelehnt, ihm die berühmte „rote Karte“ zuzubilligen. Begründung: Er sei Fraktionsführer der religiösen Sozialisten in der thüringischen Synode gewesen, sein Kampf gegen die Deutschen Christen hänge also wahrscheinlich auch mit seiner politischen Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus zusammen. Daß Emil Fuchs, Karl Kleinschmidt und Bruno Theek nach ihrer Verhaftung nicht auf die kirchlichen Fürbittenlisten kamen, kann demnach kaum verwundern — Dietrich Bonhoeffer übrigens auch nicht, was immerhin erwähnenswert ist, wenn man sich einmal vergegenwärtigt, wer sich heute alles auf ihn beruft. Aber dies ist ein Thema für sich. Es hängt allerdings eng mit dem hier behandelten Gegenstand zusammen.

*

Ich verzichte darauf, eine Zusammenfassung des Vorge-tragenen zu versuchen. Nur drei Feststellungen möchte ich noch machen.

Zunächst: Wer in Bewegungen wie der Prager Christlichen Friedenskonferenz steht, wer weiß, für wie viele Christen Männer wie Emil Fuchs, Martin Niemöller, Hans-Joachim I wand oder Josef Hromádka zu Lehrern wurden, wer erlebt hat, wie bei uns in der DDR gemeinsam versuchte „politische Diakonie“ dazu beitrug, ein brüderliches

⁵⁴⁾ Dehn, S. 291

Gespräch auch über die Grenzen theologischer Traditionen und Prägungen hinweg zu ermöglichen — wer dies alles weiß oder erfahren hat (und es wäre noch manches andere zu nennen), der hat damit auch dies erfahren: Wenn wir uns freisprechen lassen von der Schuld der Väter wie von unserer eigenen — um noch einmal Worte aus dem Darmstädter Wort des Reichsbruderrates aufzunehmen —, wenn wir uns durch Jesus Christus heimrufen lassen auch von allen falschen und bösen Wegen, auf welchen wir als Deutsche in unserem politischen Wollen und Handeln in die Irre gegangen sind, dann wissen wir uns als Gemeinde Jesu Christi auch freigesprochen zu einem neuen, besseren Dienst zur Ehre Gottes und zum ewigen und zeitlichen Heil der Menschen.

Zum anderen ist aber nun sogleich auch dies zu sagen: Die Redeweise von der „Bewältigung der Vergangenheit“ droht auch unter Christen zum Schlagwort zu werden. Die Vergangenheit ist abgeschlossen. Sie ist kein Film, den man zurückdrehen, anhalten und dann etwas verbessert neu ablaufen lassen könnte. Die Geschichte läßt sich nicht korrigieren; aber Fehlhaltungen lassen sich überwinden. Der Wille, das zu tun, ist auch heute noch in unseren Kirchen und Gemeinden weithin ganz ungenügend vorhanden. Ihr „Wiederaufbau“ nach 1945 stand zu oft unter der von Otto Dibelius in seinen Erinnerungen artikulierten Losung: „Es mußte etwas Neues geschaffen werden. Und — dies Neue mußte irgendwie das Alte sein.“⁵⁵⁾ Das konnte nur zu neuer Selbstgerechtigkeit und Selbstrechtfertigung führen. Wer wollte leugnen, daß auch nach 1945 in unseren Kirchen verbrauchte Ideen, verbrauchte Strukturen, verbrauchte Menschen wieder einen Einfluß und eine Bedeutung gewannen, zu denen sie nie hätten kommen können, wenn wir wirklich begriffen hätten, über welchen Weg vor zwanzig Jahren das Urteil gesprochen wurde?

Und schließlich: Wenn man also danach fragen sollte, „ob es sinnvoll und notwendig sei, die alten Dinge immer und immer zu wiederholen“, so ist darauf zu erwidern, daß unsere Kirche, wenn es ihr ernst ist mit ihrem Auftrag, die Erinnerung nicht nur an die Gnade, sondern gerade auch an die Schuld wachhalten muß, die ihren Weg in den letzten Jahrzehnten begleitete. Vielleicht sähe manche Predigt, manche Bibel- oder Religionsstunde, manche Synode und manche Kanzelabkündigung heute anders aus, wenn diese Erinnerung wirklich gegenwärtig wäre: nämlich bescheidener, was uns, gerechter, was die Arbeit von Nichtchristen für Frieden und Humanität, und zuversichtlicher, was die Kraft des Wortes Gottes betrifft.

⁵⁵⁾ Dibelius, S. 257

(36a) Ag 224/128/65. 3.38. 850

- 132 Carl Ordnung: Politisches Handeln im Leben und Denken
Dietrich Bonhoeffers
- 133 Dr. h. c. Otto Nuschke: Verantwortung der Deutschen für
Sicherheit und Frieden (Hauptreferat auf dem
4. Deutschen Friedenskongreß im April 1955 in Dres-
den). Mit einer Einleitung von Walter Bredendiek
- 134 Wolfgang Heyl: Drei Parteitage – Worte und Wirklichkeit
in der Politik der CDU / CSU
- 135 Gerald Götting: Zwanzig Jahre Christlich-Demokratische
Union – zwanzig Jahre gemeinsamen Kampfes für
Frieden und Sozialismus, für das Glück des Volkes
- 136 Horst C. Herrmann: 20 Jahre danach – Deutschland und der
Geist von Potsdam
- 137 Pfarrer Károly Tóth: Aufgaben der Kirche in einer sich
wandelnden Welt – Bericht über die 19. Generalver-
sammlung des Reformierten Weltbundes
- 138 Günter Bauer: Wissen ist Macht – Die Mitverantwortung
der christlichen Demokraten für die Ausgestaltung
des sozialistischen Bildungssystems
- 139 Siegfried Baltrusch: Für Deutschlands Frieden und Deutsch-
lands Zukunft
- 140 Wolfgang Heyl: Zwanzig Jahre demokratische Bodenreform
- 141 Erwin Krubke / Gerhard Mischel: „Formierte Gesellschaft“
– „Idee“ und Wirklichkeit des Staatsmonopolismus in
Westdeutschland

Verkaufspreis 0,50 MDN – Doppelheft 1,- MDN